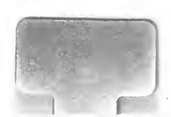


Der alte Orient

Vorderasiatisch-Ägyptischen Gesellschaft



a. sl.

Der

Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft

Neunter Jahrgang



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1908

9. Jahrgang | Der Alte Orient | Heft 1

Gemeinverständliche Darstellungen herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Hammurabi

sein Land und seine Zeit

Von

Dr. Friedrich Ulmer

Mit 3 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1907

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

mit dem Sitz in Berlin

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft" und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient" heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen. Die Gesellschaft zählt gegenwärtig 445 Mitglieder.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen" (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient" (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt auf einfache Anmeldung beim Schriftführer durch den Vorstand; — Zahlung der Beiträge hat im Januar an Wolf Peiser Verlag, Berlin S. 42, Brandenburgstrasse 11, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt. aus: Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. R. v. Kaufmann, 1. Vorsitzender, Berlin W. 62, Maassenstr. 5, Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark), Dr. L. Messerschmidt, Schriftführer, Berlin N. 58, Schönhauser Allee 158c, Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf, Prof. Dr. Br. Meissner, Breslau, Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Dr. F. E. Peiser, Königsberg, Dr. Freih. von Bissing, München. — Herausgeber der „Mitteilungen": Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 80, des „Alten Orient": Derselbe und Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Hauptmannstrasse 3.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient" (Preis 60 Pf.):

Ägypter als Krieger und Eroberer in Asien. 1903. Von W. M. Müller. (5, 1)
Altbabylonisches Recht. Mit 1 Abbildung. 1905. Von B. Meissner. (7, 1)
Amarna-Zeit. 2. Aufl. 1903. Von C. Niebuhr. (1, 2)
Arabien vor dem Islam. 2. Aufl. 1904. Von O. Weber. (3, 1)
Aramäer. 1902. Von A. Sanda. (4, 3)
Äthiopien. 1904. Von W. M. Müller. (6, 2)
Babylonische Hymnen und Gebete. 1905. Von H. Zimmern. (7, 3)
Dämonenbeschwörung bei d. Babyloniern u. Assyrern. 1906. Von O. Weber. (7, 4)
Entzifferung der Keilschrift. 1903. Von L. Messerschmidt. (5, 2)
Euphratländer und das Mittelmeer. 1905. Von H. Winckler. (7, 2)
Festungsbau im Alten Orient. Mit 15 Abb. 2. Aufl. 1903. Von A. Billerbeck. (1, 4)
Forschungsreisen i. Süd-Arabien. Mit Kartensk. u. Abb. 1907. Von O. Weber. (8, 4)
Geschichte der Stadt Babylon. 1904. Von H. Winckler. (6, 1)
Hammurabi. Sein Land und seine Zeit. Mit 3 Abb. 1907. Von F. Ulmer. (9, 1)
Hammurabis Gesetze. Mit 1 Abb. 4. erweit. Aufl. 1906. Von H. Winckler. (4, 4)
Hettiter. Mit 9 Abb. 2. erweit. Aufl. 1903. Von L. Messerschmidt. (4, 1)
Himmels- u. Weltenbild d. Babylonier. 2. erweit. Aufl. 1903. Von H. Winckler. (3, 2/3)
Hölle u. Paradies bei d. Babyloniern. 2. erweit. Aufl. 1903. Von A. Jeremias. (1, 3)
Keilschriftmedizin in Parallelen. 2. Aufl. 1904. Von Freiherr v. Oefele. (4, 2)
Magie und Zauberei im alten Ägypten. 1905. Von A. Wiedemann. (6, 4)
Ninives Wiederentdeckung. 1903. Von R. Zehnpfund. (5, 3)
Phönizier. 2. Aufl. 1903. Von W. v. Landau. (2, 4)
Phönizische Inschriften. 1907. Von W. v. Landau. (8, 3)
Phrygien. Mit 15 Abb. 1907. Von E. Brandenburg. (9, 2)
Polit. Entwicklung Babylon. u. Assyriens. 2. erw. Aufl. 1903. Von H. Winckler. (2, 1)
Sanherib, König von Assyrien. 1905. Von O. Weber. (6, 3)
Schrift u. Sprache d. alten Ägypter. Mit 3 Abb. 1907. Von W. Spiegelberg. (8, 2)
Stadtbild von Babylon. Mit 1 Abb. u. 2 Plänen. 1904. Von F. H. Weissbach. (5, 4)
Tote u. Toten-Reiche i. Glaub. d. a. Ägypter. 2. Aufl. 1902. Von A. Wiedemann. (2, 2)
Unterhaltungsliteratur d. alten Ägypter. 2. Aufl. 1903. Von A. Wiedemann. (3, 4)
Urgeschichte, Biblische u. babylon. 3. veränd. Aufl. 1903. Von H. Zimmern. (2, 3)
Völker Vorderasiens. 2. Aufl. 1903. Von H. Winckler. (1, 1)
Weltschöpfung, Babylonische. 1906. Von H. Winckler. (8, 1)

Hammurabi

sein Land und seine Zeit

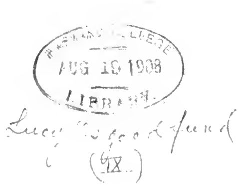
Von

Dr. Friedrich Ulmer

Mit 3 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1907



Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

9. Jahrgang, Heft 1.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B.: AO. IV, 2² S. 15.

Unter den Schätzen, die seit Beginn des vorigen Jahrhunderts den Trümmerhaufen Westasiens abgerungen worden sind, findet sich eine ganze Reihe von Inschriften aus der Zeit Hammurabis, des Gründers des babylonischen Weltreiches, sowie seiner Vorgänger und Nachfolger. Seit der Wende des vierten und dritten Jahrtausends vor Christus reden Urkunden Babyloniens zu uns. Gerade in die Hammurabizeit aber eröffnen uns Kaufkontrakte, juristische Texte, dann diplomatische und verwaltungsrechtliche Korrespondenz, insbesondere des Königs großes bürgerliches Gesetzbuch, Einblick in getreuester Weise. Es ist amtlich schon damals recht viel geschrieben worden, nicht nur heute! Wenn uns die Originalschriftstücke aus damaliger Zeit erhalten blieben, so danken wir es dem Umstand, daß das Papier dieser Zeit Stein oder Ton, ihre Feder aber der Meißel war, mit dem die von den Priestern auf Stein vorgemalten Figuren und Schriftzüge ausgehauen wurden oder, wie bei dem für gewöhnlich angewandten Ton, die Schrift gleich unmittelbar aufgetragen wurde. War also schon die Herstellung eine ungleich massivere als zu unserer Zeit, so hat sie die Erde jahrtausende lang in ihrem Boden sorgsam aufbewahrt, während sich oft direkt über den Denkmälern ältester Vergangenheit neues Leben aufbaute, den altgeheiligten Boden nicht ahnend, der unter ihm lag.

Altgeheiligt ist die flache Alluvialebene, die Euphrat und Tigris in ihrem Unterlauf umschließen, und an die schon im vierten und dritten Jahrtausend vor Christus des öfteren mächtige Wellen einer gewaltigen semitischen Völkerwanderung anliefen. Dort hat sich seit eben jenen Tagen eine uns immer klarer erkennbare bedeutende Geschichte abgespielt, hat damals und früher schon der Priester von seinem Tempel aus den Gang der Sonne oder des Mondes und den Lauf der Sterne, die dort so hell und scharf leuchten, ins einzelnste verfolgt und als Träger einer hocherhabenen Religion seinem Gott, den er zu diesen Himmelskörpern in engster Beziehung wußte, Hymnen gesungen.

An der Schwelle von der vorgeschichtlichen zu der geschichtlichen Zeit steht für uns der inschriftliche Nachweis, daß auf dem Boden Babyloniens zunächst eine nichtsemitische, also auch — nach unserem Sprachgebrauch — nichtbabylonische Bevölkerung heimisch war. Von dieser ersten, uns nur dem Namen nach als Sumerer bekannten — was wir sonst noch wissen, ist vorläufig noch recht problematischer Natur — Bevölkerungsschicht überkamen die erobernd in die zwischen Euphrat und Tigris liegende Tiefebene eindringenden Semiten eine staunenswerte Erbschaft an Kunst und Kultur, in die sie aber bald hineinwuchsen, eine Erscheinung, die sich bei Völkern, die, der Kultur selbst noch relativ oder auch ganz fernstehend, plötzlich ein solches Kulturerbe antraten, fast regelmäßig wiederholte.

An einzelnen, zweifellos von der Vorschicht übernommenen Heiligtümern wickelte sich um 3000 v. Chr. ein richtiges Kleinstaatsleben ab. Jeder „Staat" Babyloniens umfaßte nicht viel mehr als die Tempel- und Residenzstadt mit dem Königspalast und eventuell dem kronprinzlichen Palast und das nötige umliegende Feld. Die Verwaltung lag in den Händen von Priesterkönigen, Patesis. Ur mit seinem damals schon alten Mondheiligtum, Erech mit seinem Anu- und Ischtartempel, Larsa mit dem Sonnenheiligtum, Eridu mit dem Ea- und Nippur mit dem En-liltempel waren solche Städte und Staaten. Der Patesi von Lagasch, der Stadt der Göttin Mal-tum-dug, Gudea (ca. 2600 v. Chr.) ist infolge seines weitreichenden Einflusses und seiner ausgedehnten Handelsbeziehungen, von denen uns seine Inschriften berichten, zu einer markanten Erscheinung jener Zeit geworden. Das kulturelle und politische Übergewicht lag in der allerersten Zeit und dann wieder zu Gudeas Zeit im Süden Babyloniens. Dieses Übergewicht wurde auf einige Zeit völlig ausgeschaltet durch einen König der nördlich gelegenen Ischtarstadt Agade oder Akkad. Das war Schargani-schar-ali, der „mächtige König", uns als Sargon bekannt (um 2800 v. Chr.). Seine zweifellos geschichtliche Gestalt begegnet uns in der Ausschmückung der Legende. So wurde er, wie er selbst erzählt, von einer Gott geweihten jungfräulichen Mutter — es ist dies das in Legende und Geschichte sich öfters wiederholende sogenannte Erlösermotiv, das hier in Erscheinung tritt — geboren und in einem mit Erdpech verschlossenen Schilfrohrkästchen im Flusse ausgesetzt. Von einem Wasserschöpfer gefunden und als Gärtner von diesem groß gezogen, gewann ihn Ischtar, die Göttin

von Agade, lieb und machte ihn zum Herrn über die Schwarzköpfigen, das heißt über die Menschen. (Vgl. die Mosesgeschichte.)

Geschichtlich zweifellos aber ist es ihm zum erstenmal, wenn auch nicht für lange Dauer, gelungen, Babylonien unter seiner Herrschaft politisch zu einigen. Bis ans Mittelmeer hat er Land und Leute seinem politischen und damit auch kulturellen Einfluß unterworfen. Dieser wurde sogar von seinem Sohne Naramsin, dem ersten und auch schon dem letzten Erben dieser Vormacht, auf Arabien und nördlich über den unteren Tigris hinaus ausgedehnt. Was für Ausblicke gewährt uns die festgestellte Tatsache, daß wir in den Tagen eines Sargon von Akkad (ca. 2800 v. Chr.) oder eines Gudea von Lagasch (ca. 2600 v. Chr.) in Babylonien einen Höhepunkt in politischer und kultureller Beziehung finden, wie er später auch zu den glücklichsten Zeiten nicht mehr erreicht worden ist.

Babylon, die Euphratstadt im Norden der babylonischen Ebene, volksetymologisch als „Bab-ilu = Tor, Pforte Gottes" erklärt, die später als vielgoldene, hunderttorige, ob ihrer Schönheit, ihrer Größe, ihres Reichtums hochberühmte Stadt, verdankt Sargon ihre Erneuerung und Vergrößerung. Sie ist in dieser Zeit, wie es scheint, nicht sehr hervorgetreten. Nach Naram-Sin, dessen Originalbild uns erhalten ist, ist ja auch das politische Schwergewicht wieder nach dem Süden verlegt worden. Stets neue, offenbar z. T. starke Wellen semitischer Einwanderung scheinen mit schuld daran gewesen zu sein, daß die Verhältnisse keinen allzulangen sicheren Bestand hatten. Diejenigen Könige, die gerade oben waren, legten ziemliches Gewicht darauf, daß diese ihre Stellung in ihren Titeln entsprechend zum Ausdruck gebracht werde.

Zu Bedeutung kam Babylon und mit ihm dann auch wieder der Norden Babyloniens unter den Königen, die man als erste Dynastie von Babylon bezeichnet. Sie waren nicht einheimischen Ursprungs, sondern, wie ihre Namen zu erkennen geben, aus der Heimat der semitischen Völker, Arabien, eingewandert. In dieser Dynastie hat sich das eingewanderte Element seiner Stärke und Bedeutung nach als thronfähig erwiesen. Daß sie aber nicht ganz ohne Widerspruch den Thron bestieg, beweist die Aufstellung eines Gegenkönigs, der sowohl Sumu-abi, dem ersten, wie auch Sumu-la-ilu, dem zweiten König und wohl eigentlichen genealogischen Eröffner der aus insgesamt 11 Herrschern bestehenden Dynastie[1] —

1) Die Hammurabidynastie bestand aus folgenden 11 Herrschern: Sumu-

letzterem sechs Jahre lang — zu schaffen machte. Die Zeit dieser bedeutenden Herrscherdynastie, für die eine Regierungszeit von ungefähr 300 Jahren um 2000 v. Chr. anzusetzen ist und die sich offenbar bald völlig babylonisierte, bedeutet ein goldenes Mittelalter babylonischen Altertums. Hammurabi, „Sinmuballits Sohn, Sumu-la-ilus Nachfolger", kam als 6. und als der weitaus bedeutendste König seiner Dynastie auf den Thron um 1945 und regierte 55 Jahre, nach der Jahresliste B nur 43 Jahre. Wenn wir auch den Zusammenhängen nicht näher nachgehen können, so wollen wir uns doch daran erinnern, daß wir uns jetzt in der Zeit Abrahams befinden und in Hammurabi jenen Amraphel in 1. Mos. 14 wiederfinden[1].

Von allen Königen Babyloniens genießt Hammurabi gegenwärtig den größten Ruhm, zu dem ihm namentlich sein erst vor 5 Jahren wieder aufgefundener Gesetzeskodex verholfen hat. Von seiner Jugend und seinem Privatleben wissen wir nichts, nicht einmal die Legende weiß besonderes, auch nicht über seine Jugendgeschichte, zu berichten. Dafür haben wir aber von seinem ausgedehnten öffentlichen Wirken die verlässigsten Zeugnisse. Hammurabis Zeitalter galt der Zeit eines Nebukadnezar II. (604—562), des Zerstörers der Selbständigkeit Judas, der nach wechselvollen Schicksalen und Jahrhunderte langer Schwäche Babylon nochmals an die Spitze Vorderasiens brachte, als Inbegriff alles Glanzes, aller Herrschaft, alles Glücks. So wollte man es denn auch, mit Archaisierungen z. B. der Schrift bis ins einzelnste gehend, damals eine späte Renaissance erleben lassen.

Die Verhältnisse, die jene erste Dynastie von Babylon, kurzweg Hammurabidynastie genannt, antraf, waren nicht ungünstige. Ägypten, jener große Kulturkonkurrent Babyloniens, war teils durch Kriege mit anderen Völkerschaften, teils durch tiefgreifende Reformen im Innern des Landes offenbar so beschäftigt, daß eine Hemmung von dieser Seite nicht zu erwarten war. Mit Assyrien, resp. den mesopotamischen Staaten, dem späteren, gefährlichsten Feind, war damals im Ernste noch nicht zu rechnen, übrigens wird die Stadt Assur[2] im Hammurabikodex als im

abi, Sumu-la-ilu, Zabium, Abi-Sin, Sin-muballit, Hammurabi, Samsu-iluna, Abi-eschua, Ammi-ditana, Ammi-zaduga, Samsu-ditana.

1) Näheres bei A. Jeremias, Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients. 2. Aufl. 1906. S. 345 ff.

2) Zu Ninive siehe a. a. O. S. 271 f.

Machtbereich Hammurabis gelegen erwähnt. Anders stand es mit dem mächtigen und stetigen Gegner Babylons, mit dem nordöstlich von ihm gelegenen Elam. Elamitische Macht hat sich schon in allerfrühester Zeit in den Euphratländern recht unliebsam bemerkbar gemacht. Von elamitischem Einfluß weiß auch die Hammurabizeit recht genau zu erzählen. Nicht nur, daß der Süden Babyloniens, der zu Anfang derselben unter der Dynastie von Larsa das politische Übergewicht hatte, in Abhängigkeit von Elam stand, auch Nordbabylonien mußte zweifellos sein Joch tragen. War doch Rim-Sin, der Herrscher von Larsa, selbst Elamit und Hammurabi sein Vasall. Das Kleinstaatswesen mit all seiner Eifersüchtelei war immer noch in Blüte, bei dem sich eben in oft rasch wechselndem Geschick die Schwächeren stets eine Art Oberhoheit der jeweils Stärkeren gefallen lassen mußten. Diese nahm freilich nicht selten, namentlich in Fällen, wo es gefährlich war, den Untergebenen zu reizen, die denkbar mildeste Form an. Eine solche Form wird das Hoheitsverhältnis des Rim-Sin über Hammurabi gehabt haben. Denn aus dem Umstand, daß Babylons dynastische Chronologie mit den Königen der Hammurabidynastie überhaupt beginnt, dürfte wohl darauf geschlossen werden können, daß die Stadt schon unter den Anfängern der Dynastie zu einer gewissen Bedeutung und Selbständigkeit gekommen ist.

Rim-Sin, der König von Larsa, trug den Titel eines Herrschers im Reiche von Sumer und Akkad. Dieser, die Namen der beiden ältesten süd- und nordbabylonischen Staatsgebilde enthaltende Titel, war von jeher der Inbegriff hoher Macht. Als Hammurabi um 1945 als König „von Gottes Gnaden“ auf den Thron Babylons kam, durfte er es wagen, das Joch dieser letzten südbabylonischen Dynastie abzuschütteln. Er eroberte Larsa, setzte Rim-Sin, den Elamiten, ab und Babylon, die Siegerin, längst vor Sargon gegründet, von Sumu-abi zum Sitze seines Stadtkönigtums gemacht, war unbestrittene Hauptstadt nicht nur Nordbabyloniens, in dessen Kreis sie lag, sondern Gesamtbabyloniens. Sie blieb von nun an jahrhundertelang der Mittelpunkt der Geschichte des von Hammurabi unter seinem Szepter geeinten Reiches. Ohne weiteres trat er in die Rechte und Titel des Besiegten ein — König von Babylon aber galt fortan als der stolzeste Titel. „Hammurabi, der mächtige König, der König von Babylon, der König der vier Weltgegenden, der Begründer des Landes bin ich“. Der „König des Landes Sumer und Akkad“,

ja „die Sonne von Babylon" nannte er sich. Er hatte aber auch ein stolzes Recht zu stolzen Titeln.

Als ein stark nationaler Zug erscheint in unserem Urteil seine Behandlung der Sprachenfrage. Bisher war nur im Norden Babyloniens, der eigentlichen Domäne Hammurabis, das Semitisch-Babylonische die offizielle Schriftsprache, im Süden war man über das Sumerische in der Schriftsprache noch nicht hinausgekommen. Das Sumerische war die Sprache der vorsemitischen Bevölkerungsschicht, war aber schon in für uns vorhistorischer Zeit zur aussterbenden, ja sogar wohl schon ausgestorbenen Sprache geworden. Sie wurde aber umsomehr als Denkmals- und insbesondere heilige Kultsprache — dem Lateinischen unseres Mittelalters gleich — jahrtausendelang gewissenhaft gepflegt, als die semitischen Babylonier in der schriftlichen Wiedergabe ihrer Sprache ganz und gar von den Sumerern abhängig waren. Sie hatten den ganzen komplizierten Schriftapparat, wie er sich aus einer ursprünglichen Bilderschrift, die sich im Laufe der Zeit zu einer ideographischen und Silbenschrift entwickelt hatte, ergab, herübergenommen, so wenig er sich auch dazu eignen mochte. Der Babylonier schrieb nie anders als sumerische Schrift, ja die Geschichte wollte es, daß diese Schrift in der Tell-el-Amarnazeit (1400 v. Chr.) den ganzen vorderen Orient, Kleinasien und Ägypten für den diplomatischen Verkehr beherrschte. Um diese Schrift schreiben zu können, mußte einem die Kenntnis von ungefähr 400 Zeichen zugemutet werden, die nun ihrerseits wieder recht vieldeutig sein konnten. Je länger nun die tote sumerische Sprache im Gebrauch blieb neben der semitisch-babylonischen Umgangssprache, desto starrer und verknöcherter wurde sie. Hammurabi verdrängte zwar das Sumerische als offizielle Schriftsprache nicht vollständig aus dem Süden, aber er verschaffte dem Babylonischen als offizieller Sprache auch dort Eingang dadurch, daß er als der erste zweisprachige Inschriften — also in sumerischer und babylonischer Sprache zugleich — für dort abfaßte.

Der babylonischen Tradition, die sich hier im Einklange mit der ägyptischen, aber im starken Gegensatz zu der späteren assyrischen befand, folgend, zeigte er wenig Neigung, sich etwa vor allem Kriegsruhm zu erwerben. Kriege scheint er mit Ausnahme etwa der Anfangszeit seiner Regierung nur da geführt zu haben, wo sie nötig waren. Dann konnte Hammurabi auch der „gewaltige Krieger", „welcher bekämpfte die vier Weltgegenden", wie er selbst sagte, sein, er ließ aber gleich durchblicken, daß es des Krieges

Zweck war, die Ruhe wieder herzustellen, damit die Untertanen in seinem Schutz in Frieden ausruhen konnten.

Während das kleine stehende Heer für die Friedenszeit nur aus Berufssoldaten, die sich in der Umgebung des Königs befanden, bestand, erfolgte für Kriege ein Volksaufgebot, dem der wehrhafte Kriegerstand sofort zu folgen hatte. Diese aufgebotene, auf den Wink des Königs sofort zu den Waffen eilende Mannschaft bildete dann mit dem stehenden Heer zusammen die Streitmacht. Wer sich im Falle des Krieges der Heerespflicht entzog, sei es auch durch Stellung eines Ersatzmannes, hatte Todesstrafe zu gewärtigen, ebenso wie der Beamte oder Vorgesetzte, der dazu behilflich war. Vielleicht bestand der eigene Kriegerstand aus Leuten aus der Heimat der Dynastie, die daher auch jedenfalls verlässig waren und sich der besonderen Fürsorge des Hofes erfreuten. Der Krieger war nämlich nicht als Besitzer des von ihm bewirtschafteten Grundes und Bodens gedacht, sondern als erblicher Inhaber eines königlichen Lehens mit besonders ausgedehntem Nießungsrecht. Der Hof gab dem Krieger nicht nur das lebende Inventar für den Stall und unter Umständen wohl auch ein kleines Betriebskapital, er ließ sich auch seine wirtschaftliche Unabhängigkeit angelegen sein. So durften Beamte oder Vorgesetzte den Krieger nicht zur Lohnarbeit vermieten oder schädigen. Ja, er wurde sogar, falls eigene Mittel und ferner Gemeindemittel nicht vorhanden waren, aus der Staats- oder Hofkasse aus der Kriegsgefangenschaft losgekauft. War ihm die Veräußerung seines Lehensbesitzes selbstverständlich strengstens untersagt, so war ihm andererseits das Recht des Erwerbs von Privatbesitz ausdrücklich eingeräumt. An massiven Waffen führte das Heer Waffen aus Holz und Bronze, Keule, Axt, Dolch und Schwert als Nahwaffen und Wurfholz, Wurflanze und Pfeile, vom Bogen geschossen, als Fernwaffen, neben welchen Steine und Feuerbrände[1] als Wurfgegenstände in Gebrauch waren. Die leichtere Bewaffnung war die Schleuder. Es ist übrigens nicht unbedeutsam, daß sogar die den Kriegerstand betreffenden Gesetze sich mehr auf dessen Rechte in der Heimat als auf die Kriegspflichten bezogen.

Hammurabi war ein Kulturkönig. Dabei ist es selbstverständlich, daß er, so sehr er sich als den Eröffner einer neuen Zeit hinstellte, nicht allenthalben Neues geschaffen, das wesentlichste

1) Vgl. AO. I, 4[1] S. 4.

wird er vielmehr fertig oder in Ansätzen vorgefunden, dann aber allerdings genial ausgebaut haben. In vielen Dingen, so vor allem auf dem Gebiete der Kunst und Literatur, läßt sich von einer Festlegung auf irgend eine Zeit nicht sprechen. Sie waren eben da, so lange man wußte, und erbten sich meist gleich, hier und dort ein wenig verändert, fort. Man ist daran, sich nicht darüber zu verwundern, was im Laufe der Jahrtausende geworden ist, sondern vielmehr darüber, was am Anfang unseres historischen Wissens alles schon war. Es läßt sich also in wesentlichen Punkten die Zeit Hammurabis nicht in ein, auch nicht in zwei Jahrhunderte pressen. Das gilt auch von der Religion im allgemeinen, obwohl gerade auf dem Gebiete der Theologie mit der Hammurabizeit eine neue Ära beginnt.

Soweit wir auf das Kulturleben Babyloniens zurückblicken können, ist es zur Religion in enge Beziehung gesetzt vom Leben des kleinen Mannes an bis zum ganzen Volksleben. Das ist in einem Lande, in dem die Religion ausgesprochen astralen Charakter trägt, gar nicht anders zu erwarten.

Schon die Namen, die bei den Babyloniern den Kindern bei der Geburt beigelegt wurden, tragen ausgeprägt religiösen Charakter. Sie stellen sich in der Regel als ein kurzer Satz dar, in dem meist in zwei, manchmal auch in drei Worten ein Lobpreis, eine Bitte oder eine Frage an einen Gott oder eine kurze Aussage über ihn enthalten ist, z. B. Sin-bani = Sin erschafft, oder Ischmi-Dagan = es erhörte Dagan. Das Kind war damit offenbar unter den besonderen Schutz eines bestimmten Gottes, nicht selten des Gottes, der schon dem Vater und dem Großvater Beschützer war, gestellt. Weitaus am öftesten kommt in altbabylonischen Namen der Mondgott Sin und der Sonnengott Samasch vor. Merkwürdig ist, daß wir auch dem Namen Hammurabis im zusammengesetzten Personennamen, wie Hammurabi-bani öfters begegnen. Wahrscheinlich liegt hier eine direkte Deifizierung vor, welche Annahme auch aus anderen Gründen nicht von der Hand zu weisen ist.

Ein Name wie Samasch-nasir-apli = „Samasch ist der Beschützer des Sohnes" läßt einen Blick tun in die hohe Bedeutung, die den Namen ursprünglich beigemessen worden ist. Der Babylonier schätzte eben als Semite Kinder und insbesondere Söhne. Das Vorhandensein von Söhnen und die Würde eines pater amilias machte erst den Semiten zum geachteten Mann. Die

Familienverhältnisse waren deshalb schon in altbabylonischer Zeit ein wichtiges Gebiet gesetzgeberischer Tätigkeit gewesen.

Der Eheschluß war an eine Reihe von Bedingungen geknüpft. Ordnung war, daß der Brautsuchende nicht etwa der Heiratskandidat, sondern der Vater desselben war. Die Bezahlung des Kaufpreises, „des Mahlschatzes" an die Brauteltern bedeutete die Schließung des Verlöbnisses, zu dessen Zustandekommen die Mitgift der Braut bereits festgesetzt sein mußte, die aber der Braut resp. Frau offenbar für alle Fälle ausgemacht blieb. Durch das Verlöbnis wurde die Frau Eigentum des Mannes, blieb aber noch im Elternhause. Nach einigen gesetzlichen Bestimmungen scheint es schon zwischen Kindern zu Verlobungen gekommen zu sein, Regel war es indes nicht. Ein Zurücktreten vom Verlöbnis war unter entsprechender Entschädigung jederzeit möglich. Die Eheschließung, bei der die Braut vom Manne ein Geschenk als Morgengabe erhielt, geschah durch einen förmlichen, genauen Ehevertrag. Ohne solchen gab es, das ist im Hammurabikodex ausdrücklich ausgesprochen, keine Ehe. Mit der Eheschließung zog die Frau gewöhnlich in das Haus des Mannes. Es ist vorausgesetzt, daß eine Familie ein eigenes Haus bewohnte, dessen unbenutzte Nebenräume sie vermieten konnte. Die Ehe ist monogamisch. Es gab nur eine Frau. Die besonders hohe Wertung des Kindersegens war aber für besondere Modifikationen maßgebend. Abgesehen von dem auch im Hammurabikodex rechtlich vorgesehenem Fall von 1. Mos. 16 1 ff., wonach bei Kinderlosigkeit der Ehefrau diese ihrer Magd ein gewisses Eherecht einräumte, konnte auch im gleichen Falle, jedoch nur, wenn letzteres nicht geschah, dem Ehemann eine Nebenfrau gestattet werden, die aber ausdrücklich der Ehefrau nicht gleichstand. Auch bei Schließung einer Nebenehe war Vertrag nötig. Die Hammurabizeit räumte der Frau gegen frühere Zeit immerhin einige Rechte ein. Sie konnte eine selbständige oder mit dem Manne gemeinsame Schuldverpflichtung haben oder konnte vertragsmäßig von der Schuldverpflichtung des Ehemannes ausgenommen werden. Bei Mischehen zwischen verschiedenen Ständen blieb der Frau die Zugehörigkeit zu ihrem eventuell höheren Stande vorbehalten und genossen die Kinder die Rechte desselben. Auch das Recht der Ehescheidung stand dem Manne nicht einseitig zu, sondern auch der Frau. Die Formalität bei der Ehescheidung war im allgemeinen recht einfach, wenn auch namentlich die von der Frau vorgebrachten Gründe vor Gericht genau zu prüfen waren.

Ausdrücklich festgelegt wurde im Hammurabikodex, daß Krankheit der Frau sowenig wie Kriegsgefangenschaft des Mannes einen Grund zur Ehescheidung bilde; im letzteren Falle sah das Gesetz bei Nahrungssorgen für die Frau das Recht des Eingehens einer Zwischenehe vor, die mit dem Tag der Rückkehr des Gatten zugunsten der ersten Ehe der Frau endete. Wenn die Ehe nicht gerade wegen liederlichen Lebenswandels der Frau geschieden worden war, standen der geschiedenen Frau und insbesondere ihren Kindern, deren Erziehung ihr zufiel[1] und deren Rechte das Gericht als Vormundschaftsbehörde genauestens wahrzunehmen hatte, nicht unbedeutende vermögensrechtliche Forderungen zu, auch dann, wenn sie durch Wiederverheiratung in einen anderen Familienverband trat. Die Erwägung solcher pekuniärer Verpflichtungen wird dem Überhandnehmen von Ehescheidungen, die sonst für den Mann keine besonderen Schwierigkeiten bedeuteten, wirksam vorgebeugt haben. Der leitende Gedanke für die die Rechte der Frau wahrenden Paragraphen war der, daß sie die Mutter der Kinder, insbesondere der Söhne ist.

Ehebruch und sonstige die Ehe gefährdende Vergehen wurden vom Gesetz mit den schwersten Strafen geahndet, in der Regel mit Todesstrafe. Kinder spielten im Ehe- und Familienrecht eine ganz hervorragende Rolle. Bevorzugung eines Sohnes bezüglich des Immobiliarvermögens durch den Vater[2] im Testament war vorgesehen; das sonstige väterliche Vermögen erbten die Söhne zu gleichen Teilen. Unmündige Söhne erhielten ihr Kindesteil samt dem Mahlschatz sichergestellt. Kinder verschiedener Mütter erbten nur das väterliche Erbteil gemeinsam, Kinder einer Frau aus verschiedenen Ehen erbten die mütterliche Mitgift zu gleichen Teilen, im übrigen hatten sie ihre Erbrechtsansprüche an die leibliche Mutter resp. den leiblichen Vater. Das Erbrecht der Töchter war beschränkt. Sie erhielten Mitgift oder im Falle des Todes des Vaters in der Regel ein Kindesteil zur Nutznießung. War die Tochter eine Geweihte oder Buhldirne, welche nicht heiratsfähig waren, so erhielt sie in der Regel nur die Nutznießung ihres Mitgiftvermögens. Die Söhne einer Magd traten dem Vater gegenüber im Falle der Adoption in volle Kindesrechtsansprüche, wurden

1) Übrigens werden kleine Kinder häufig durch fremde Ammen aufgezogen. — Im Falle einer Wiederverheiratung einer Witwe teilt diese die Erziehungspflicht mit dem zweiten Manne.

2) Auch die Mutter konnte im Testament einen Lieblingssohn bevorzugen.

sie nicht adoptiert, so gingen sie beim Erbe leer aus, werden aber in der Regel ihre Freiheit bekommen haben. Töchter wurden, wie es scheint, nicht adoptiert. Das ärgste, was einem ungeratenen Sohne widerfahren konnte, war die Verstoßung aus dem Elternhaus. Die Gründe zum Vollzuge dieser Verstoßung bedurften genauester richterlicher Prüfung. Die Aufnahme von Zieh- oder Kostkindern in das Haus hat unter Umständen vermögensrechtliche Verpflichtung gegen dieselben zur Folge.

Wenn auch die Rechtsbestimmung über Mischehen das Vorkommen von Verbindungen zwischen Angehörigen zweier verschiedener Stände erkennen läßt, so wurde an den Unterschieden zwischen den Ständen doch genau festgehalten.

Als reine Sache, als Stück wurde der Sklave des Bürgerlichen angesehen. Nicht der Sklave war, falls er verletzt wurde, Empfänger einer Vergütung, sondern selbstverständlich der Herr. Der Sklave war gemarkt, doch scheint diese Markung nicht am Körper selbst vorgenommen worden zu sein, sondern etwa durch Umhängung eines Tonsiegels oder dergleichen stattgefunden zu haben. Eine gewisse Sonderstellung und Bevorzugung scheint der Staats- oder Hofsklave eingenommen zu haben, die sich auch auf die Sklaven der Freigelassenen, wohl wegen der Beziehungen dieser zum Hofe, übertragen hatte.

Nach den Bestimmungen des Strafrechts kamen nach den Sklaven die Freigelassenen an Wertschätzung. Soweit sie aus Freigelassenen des Hofes bestanden — und um solche wird es sich in der Mehrzahl gehandelt haben — scheinen sie auch sich weiterhin dem Hofe als Beamte und Hofstaat zur Verfügung gestellt zuhaben. Daraus ergab sich dann, daß der Freigelassene gesellschaftlich und bei Hofe tatsächlich ein höheres Ansehen hatte, als der Freigeborene, der dem Gesetze nach eine höhere Rangklasse bedeutete. Das war der selbständige Mann des soliden bürgerlichen Mittelstandes. Es wird vorzüglich der Stand des zünftigen Handwerks und der Landwirtschaft gewesen sein. Eine besonders hohe soziale Stellung hatten die Priester, die eine Kaste für sich bildeten, und natürlich der Hof inne. Sie waren auch mit reichlichen Privilegien ausgestattet. An der Spitze des gesamten Gemeinwesens stand der absolutistisch regierende König, jedenfalls der größte Grundbesitzer des ganzen Landes. Er hatte, wie auch die Tempel, besondere Besitztitel; Verletzung ihres Besitzes wurde in besonderer Weise geahndet. Er war König von der Götter oder auch von

Gottesgnaden. Nach der jeweils wichtigsten Tat innerhalb eines Jahres seiner Regierung wurden die einzelnen Jahre genannt. Wie der König die oberste Instanz bei allen Rechtsangelegenheiten war, so war der Krone auch das Begnadigungsrecht eingeräumt. Über alle ernsteren Begebenheiten mußten ihm die Beamten schriftlich oder mündlich, in dringenden Fällen durch Eilboten Vortrag erstatten.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes, für deren Hebung namentlich Hammurabi unermüdlich arbeitete, waren abhängig von einer möglichst starken Ausnutzung des Bodens und, nachdem diese durch fortwährende Verbesserung und Erweiterung der zu durchgreifender Bewässerung unbedingt nötigen Kanalisieruug des Landes gut ermöglicht war, günstige. Grund und Kapital war im allgemeinen in den Händen der Großgrundbesitzer und Großhändler. Der Kleinbesitzer spielte eine bescheidene Rolle. Der Großgrundbesitzer überließ seine Besitzungen — Güter, Vieh, Gärten, zu verschiedenen Teilen Pächtern, die wahrscheinlich ihrerseits wieder weiter verpachten konnten, der Großkaufmann vertraute sein Geschäft und Kapital einer Reihe von Kaufleuten an. Mit solchen Unternehmern, denen eine ziemlich große Bewegungsfreiheit eingeräumt war, kam dann erst der kleine Mann zum Handeln. Zur Ausführung der Arbeit bediente sich der pachtende Bauer — die völlig selbständigen waren wohl in der Minderheit — des Feldarbeiters, Schweizers und Gärtners, der Herdenunternehmer des Hirtenknechts. An Vieh kam in Betracht Rind, Esel und Schaf, das Pferd war noch unbekannt. Gebaut wurde hauptsächlich Getreide, dessen Ausdreschen die Hufe des Rindes oder Esels besorgen mußten, oder Öl liefernder Sesam. Hierfür wie für die heimischen Datteln aus den Gärten war Schranne und Markt zu Babylon, für welche im allgemeinen königliche Tarife die Grundlage bildeten. Ausbreitung des Ackerbaues, Erbauung von Kornhäusern, Verbesserung der Weideverhältnisse behielt Hammurabi stets im Auge. Die Produkte heimischen Fleißes, Wolle und Teppiche, aber auch in ziemlichem Umfange die Arabiens, Elams, Syriens oder Palästinas, waren infolge des stark ausgebildeten Händlertums, das offenbar nicht allzulange nach Hammurabi Kaufhäuser allergrößten Stils schuf, zu Babylon marktfähig, die Schiffahrt stand im Dienste des Handels. Der Händler bedurfte in gewissen Fällen eines königlichen Passes als Legitimation.

Für ein Handelswesen von so großem Umfange war das

Vorhandensein einfacher Tauschmittel eine Notwendigkeit. So haben wir neben Zahlungen an Produkten, insbesondere an Getreide auch solche an Geld. Dabei ist allerdings noch nicht an eigentliches geprägtes Geld zu denken, sondern an Stücke von Edelmetall, die zum Teil einen Wertstempel trugen und aufgewogen wurden. Das Geldmetall schlechthin war das Silber. Daß man mit Geld recht wohl umzugehen wußte, ersehen wir daraus, daß Zinsberechnungen eine große Rolle bei den Kapitalsentleihern spielten. Das Geldwesen beruhte wie das Maß- und Gewichtswesen auf dem Sexagesimalsystem. Zur Regelung des Brief- und Postverkehrs, dessen ein Geschäfts- und Beamtenstaat auch zu Hammurabis Zeit nicht entraten konnte, diente ein ausgebildetes Postbotenwesen für den Fern- und Nahverkehr, für besonders wichtige Besorgungen gab es Eilboten. In späterer Zeit benutzte man sogar zu Mitteilungen rein privater, ganz alltäglicher Natur die Post. In nicht seltenen Fällen bekam der tönerne Brief auch sein tönernes Kuvert, das mit der Anschrift des Empfängers versehen war und von diesem zerbrochen werden mußte.

Alle Verhältnisse weisen darauf hin, daß sich das Hauptleben in der Stadt abspielte, woselbst alle Fäden zusammen liefen. Hier war auch der Nährboden des zünftigen Handwerks. An solchen selbständigen zünftigen Handwerkern sind u. a. genannt Töpfer, Schneider, Zimmermann, Seiler, Maurer. Die Spinnerei war von Frauen betrieben worden. Die verschiedenen Zünfte oder Innungen hatten sich besondere Götter als Schutzpatrone gewählt, ein Brauch, den wir heute noch in katholischen Gegenden in der Wahl von besonderen Schutzheiligen wiederfinden. Neben den Töpfereien, Ziegeleien und Webereien finden wir als mehr kunstgewerbsartige Betriebe Metall- und Edelsteinarbeitereien, da für die Weihinschriften nicht nur Kalkstein, sondern auch Türkis, Achat, Lapislazuli zur Verwendung kam, ferner Siegelstechereien — hatte doch schon Sargon sein allerhöchstes Insiegel, das er seinen Erlassen aufdrückte. Bronzehandwerkszeuge und Feuerstein spielten in den handwerklichen Betrieben ihre große Rolle.

Als Gewerbetreibender kam der Arzt in Betracht, dessen Kunst als eine recht handwerksmäßige eingeschätzt wurde. Operationen nahm er mit dem Operationsmesser aus Bronze vor. Für das Mißlingen einer Operation wurde er in sehr weitgehender Weise haftbar gemacht; es wurden ihm unter Umständen die Hände abgehauen. Neben dem Arzt waren Gewerbetreibende der Tierarzt,

der sich schon damals an operative Eingriffe heranwagte, der Scherer oder Barbier und die in einem wesentlich höheren Ansehen stehenden Baumeister und Schiffsbaumeister. Letztere erhalten für ihre geleistete Arbeit nicht eigentlich einen Lohn, sondern Honorar. Dazu gab es allenthalben Tagelöhner. Diese werden wohl zum Teil nicht in eigenen Häusern gewohnt haben, sondern bei anderen in Miete. Von seiten des Vermieters konnte ein Mietsvertrag jederzeit ohne weiteres gegen Rückersatz des nicht abgewohnten Mietzinses gelöst werden, die Mieter werden also in keinem besonderen Ansehen gestanden haben. Hammurabi hat übrigens für den Tagelöhner wie für den Handwerker gesetzliche Lohntarife aufgestellt.

Die Frau war die naturgemäße Bewirtschafterin des Hauses, die Gattin und Mutter. Soweit sie nicht Sklavin oder Magd war, genoß sie eine nicht eben ungeachtete Stellung im Familienverbande sowohl wie vor Gericht. Jede Frau, die nicht zum Heiraten kam, scheint einen Beruf ergriffen zu haben, sei es im Dienste des Tempels, sei es als öffentliche Buhldirne, die — sehr im Gegensatz zu unserer Anschauung — damals durchaus nicht allgemeiner Verachtung preisgegeben war. Vielleicht hat sich dies öffentliche Buhldirnengewerbe, das im Gesetz ganz ruhig neben den anderen genannt wird, von dem Tempeldirnenwesen differenziert, sodaß daraus die immerhin achtbare Stellung desselben erklärlich würde. Ein Beruf zweifelhafter Güte, der damals den Frauen eingeräumt war, war die Bewirtschaftung der Schankwirtschaften. Diese scheinen eine Art Bordelle gewesen zu sein, in denen sich allerlei Gesindel, auch politische Verbrecher, herumtrieb, sodaß die Polizei ein scharfes Auge auf diese Schankwirtschaften haben mußte. Der König säuberte denn auch das Land, so gut als möglich, von Banditen und Wegelagerern. Zudem trieb er staatliche Armenpflege und hielt es für wichtig genug, gesetzmäßig zu bestimmen, daß Gefangene menschlich zu behandeln seien, wenn auch die Motive hierzu wahrscheinlich nicht allzu hoch zu werten sind.

Eigentliche bewußte Kunst gab es in Babylonien nicht. Es gab wohl, wie wir etwa beim Baumeister oder Schiffsbaumeister gesehen haben, eine Höherschätzung gewisser Berufe, aber so wenig es eine Grenze gab zwischen Gewerbe und Kunstgewerbe, so wenig gab es eine zwischen Handwerk und Kunst in unserem Sinne. Auch die praktisch angewandte Wissenschaft in Bau und Konstruktion wurde nicht als solche in besonderer Weise gewürdigt.

Bauten großen Stils, etwa Paläste oder Tempel, wurden stets

ornamental ausgeschmückt. Ihre Vorbilder waren in der Regel ein himmlischer Bau, der im Traum oder in der Vision geschaut und dann nachgebildet wurde. „Grundrißzeichnungen" zu solchen Bauten haben wir aus der ältesten Zeit. Wasserleitungen, zu deren Bau Röhren, Knie- und „T"stücke aus Terrakotta verwendet wurden, wurden längs eines unterirdischen eigens dazu gegrabenen Ganges gelegt, sodaß namentlich Reparaturen sich einfacher gestalteten als dies bei mancher Wasserleitungsanlage heutzutage der Fall ist. Dem Kanalbau war unausgesetzt, wie wir schon bemerkt haben, das Augenmerk der Herrscher zugewendet, da ja ausgiebige Bewässerung für die Landwirtschaft eine Lebensfrage war. Hammurabi registriert denn auch unter seinen Taten den Bau eines Kanals, des „Hammurabikanals"[1]. Die Baumeister jener Zeit mußten tüchtige Architekten, Konstrukteure und Ingenieure gewesen sein. Übrigens geht aus allem hervor, daß zu jenen Zeiten, gerade auch zur Zeit Hammurabis, eine so rege Bautätigkeit geherrscht hat, daß es an entsprechenden Aufträgen nicht gefehlt hat. Er renovierte, vergrößerte, verschönerte Tempel und Städte seines Gebietes, baute zum Teil oder ganz vom Feinde verwüstete, darunter Assur, wieder auf, ihnen mit der Kopie ihres geraubten Stadtgottbildes ihr Stadtrecht wiedergebend, er befestigte Städte.

Auch an solchen Aufträgen, deren Ausführung wir heute unter dem Gesichtspunkt der Kunst würdigen, fehlte es in Altbabylonien nicht. Gerade auf diesem Gebiete ist ein goldenes Zeitalter längst vor Hammurabi zu Ende gegangen, eine Höhe, die in späteren Jahrhunderten niemals mehr, auch zur Hammurabizeit nicht, erreicht worden ist. Es ist das Zeitalter etwa eines Gudea (ca. 2600 v. Chr.), von dem auch Hammurabi zehrt. Aber Kunst haben wir längst schon zuvor. Aus dem vierten Jahrtausend oder noch früher, also aus sumerischer Zeit, ist uns ein Marmorkopf eines Sumerers erhalten, der bei den Ausgrabungen in Nippur gefunden wurde und der uns in seiner Ausführung ein beredtes Zeugnis ältester hoher Kunst ablegt. Haar und Bart ist, nach der Sitte dieses Volkes, rasiert, Augenhaare und Augenlider sind durch eingelegtes Silber, die Pupille durch braunen Stein, das Weiße des Auges durch Muschel wiedergegeben[2]. Ein weiterer hervorragender Kunstzeuge jener alten Tage ist ein Bronzekopf einer Ziege mit gewun-

1) So in der sog. Louvre-Inschrift I, vgl. ferner die Datenliste.

2) Siehe: H. V. Hilprecht, die Ausgrabungen im Beltempel zu Nippur. 1903. S. 66 f.

denen Hörnern aus Fara, ebenfalls mit eingelegten Augen. Auch anderweitige respektable Plastik besitzen wir aus jener ältesten, dann aber auch aus späterer Zeit neben den zu allen Zeiten geschaffenen Weihgeschenken. Wir haben Plastiken von Naram-sin und Gudea, aus dessen Zeit eine Silbervase des Entemena von Lagasch unsere Bewunderung hervorruft[1], wir haben auch von Hammurabi einige. An Terrakotten haben wir aus der Zeit zwischen Gudea und

Hammurabikodex, links der Kopf des Blockes: Hammurabi, die Gesetze vom Sonnengott empfangend.





Hammurabi Götterbilder von oft sehr gelungenen, manchmal sogar recht modern anmutenden Formen. Malerei finden wir als Kunst nicht, dagegen wurden die einzelnen Inschriften und Bilder zur Ausmeißelung vorgezeichnet. Farbanstriche waren zur Hammurabizeit bekannt. Auf dem Gebiete der Kunst ist Hammurabi, so weit wir bis jetzt sehen, in nennenswerter Weise nicht hervorgetreten.

1) Abgebildet bei A. Jeremias, Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients. 2. Aufl. 1906. S. 293.

Hammurabis Stärke und Neigung liegt auf anderem Gebiet, wie er dies in seinen Regierungsgrundsätzen zu erkennen gibt. Wir entnehmen dieselben seinen Äußerungen auf den verschiedenen Inschriften, insbesondere aber den Einleitungs- und Schlußworten seines Gesetzbuches. Es kam ihm darauf an, nachzuweisen, daß er mit fester Hand allenthalben eingegriffen und ein neues Zeitalter inauguriert habe, namentlich auf wirtschaftlichem und verwaltungsrechtlichem Gebiete. Das konnte er auch, kam doch durch seine Dynastie und durch ihn zum erstenmale eine gewisse Stetigkeit in die Entwickelung Gesamtbabyloniens, die für das Gedeihen eines Rechtsstaates von größter Wichtigkeit war. Seiner Bedeutung suchte der König öfters, so in einer kleinen, aber recht bezeichnenden Inschrift gerecht zu werden, in der er seine Verdienste um die Sonnengottstadt Sippar ins Licht setzte. Er sagt da:

„Hammurabi, der mächtige König, der König von Babylon, der König der vier Flußufer, der Begründer des Landes, der König, dessen Taten dem Fleische des (Sonnen-)Gottes Schamasch und des Gottes Marduk wohltun, bin ich. Die Spitze der Mauer von Sippar habe ich mit Erdreich wie einen Berg erhöht; mit Rohrdickicht umgab ich sie; den Euphrat grub ich gegen Sippar zu ab und ließ einen Sicherheitswall dafür aufwerfen. Hammurabi, der Begründer des Landes, der König, dessen Taten dem Fleische des Gottes Schamasch und des Gottes Marduk wohltun, bin ich. Sippar und Babel habe ich auf immerdar zur behaglichen Wohnstätte gemacht. Hammurabi, der Günstling des Gottes Schamasch, der Liebling des Gottes Marduk, bin ich. Was seit uralten Tagen kein König dem König der Stadt (d. h. ihrem Schutzgott) gebaut hat, das habe ich für Schamasch, meinen Herrn, großartig ausgeführt."

Seine Aufgabe sah er darin, ein König des Friedens und ein Landesvater zu sein, „ich bin der heilbringende Hirte der Untertanen" — eine echt orientalische Vorstellung — „. . . Guter Schatten ist über meine Stadt gebreitet, an meiner Brust hege ich die Untertanen des Landes . . . in meinem Schutz habe ich sie ihre Tätigkeit in Frieden ausüben lassen, in meiner Weisheit sie geborgen. Daß der Starke dem Schwachen nicht schade[1], um Waisen und Witwen zu sichern . . . habe ich meine kostbaren Worte auf meinen Denkstein geschrieben, vor meinem Bildnisse, als

1) Das ist eine öfters auch sonst wiederkehrende stehende Formel.

des Königs der Gerechtigkeit aufgestellt." Und wieder „der Bedrückte soll vor mein Bildnis ... kommen, meine kostbaren Worte vernehmen, ... sein Recht soll er finden, sein Herz froh machen (so daß er sagt): Hammurabi ist ein Herr, der wie ein Vater für die Untertanen ist ... und Wohlbefinden den Untertanen für immerdar geschaffen und das Land hat er in Ordnung versetzt." In der Tat edle Regierungsgrundsätze eines Herrschers vor 4000 Jahren.

Mit seinen kostbaren Worten meinte der König aber sein Gesetzbuch, das uns unter dem schnell geläufig gewordenen Namen Hammurabikodex bekannt geworden ist[1]. Man hat sich unter dieser Gesetzessammlung nicht etwa ein vollständiges Originalwerk vorzustellen, sie hat vielmehr den Abschluß einer längeren Rechtsentwicklung bedeutet, aus der wir in den aus der Zeit vor Hammurabi stammenden, drakonischeren sogenannten sumerischen Familiengesetzen ein Glied besitzen. Andererseits ist aber auch nicht anzunehmen, daß ein Hammurabi vorgefundene Gesetze einfach reproduziert hätte. Er wird zweifellos dem Werke den Stempel seines Geistes, entsprechend seinem persönlichen Rechtsgefühl, aufgedrückt haben. Schon mit der bloßen Kodifizierung hätte er sich aber den Dank der Nachwelt verdient. Denn nichts gewährt uns einen tieferen und unmittelbareren Einblick in die bedeutende Kultur und in die Gesamtverhältnisse Babyloniens vor beinahe 4000 Jahren als einmal die Tatsache einer derartig genauen Rechtskodifizierung selbst und dann die Kenntnis der in den einzelnen Gesetzesparagraphen sich wiederspiegelnden Zustände. So ist der Hammurabikodex eine der bedeutendsten Urkunden Altbabyloniens, damit aber, als ältestes Gesetzbuch, der ganzen Menschheit geworden.

Die Säule, die denselben enthält, wurde bei den französischen Ausgrabungen in drei Stücken 1901 und 1902 in Susa gefunden, wohin sie durch den König von Elam, Schutruk-Nahunte (um 1100 v. Chr.) nach einem Eroberungszug nach Babylonien gebracht worden war. Ihr ursprünglicher Standort war der uralte Sonnentempel Ebabbara zu Sippar, in welcher Stadt nach Mitteilung des babylonischen Priesters und Geschichtsschreibers Berosus (300 v. Chr.), dem wir eine Menge zuverlässiger Nachrichten aus der Geschichte Babyloniens verdanken, die göttlichen Offenbarungen

1) Dieses Gesetzbuch ist u. a. in ausgezeichneter Übersetzung zugänglich gemacht in: Die Gesetze Hammurabis in Umschrift und Übersetzung, herausgegeben von Hugo Winckler, 1904, siehe auch von demselben: Die Gesetze Hammurabis, Königs von Babylon. 4. Aufl. 1906.

über Anfang, Mitte und Ende der Dinge vor der Sintflut begraben und darnach wiedergefunden wurden. Sie mißt 2,25 m in der Höhe, von denen 65 cm auf die Darstellung kommen, wie Hammurabi vom Sonnengott die Gesetze erhält, 60 cm in der Breite, 1,65 m oben, 1,50 m unten im Umfang. Die Schrift läuft, auch bezüglich der Richtung der Schriftzeichen, von oben nach unten, wie auch bei den in Telloh gefundenen Statuen. Während auf Tontafeln gewöhnlich und in späterer Zeit auch auf



Bildnis Hammurabis.

Stein allgemein von links nach rechts geschrieben wurde, ist auf altbabylonischen Siegelzylindern und Statuen die Schrift von oben nach unten neben der anderen angewendet worden. Es ist anzunehmen, daß der Kodex — und zwar höchstwahrscheinlich in duplo — im Tempel als offizielles Dokument der Gesetzgebung Aufstellung gefunden hatte, während die Publikation des Reichsgesetzes auf Tontafeln an die Beamten- resp. Priesterschaft geschah. Für die Zeit der Geltung des Kodex sind derartige Vervielfältigungen noch nicht gefunden worden. Wenn sich aber aus späterer Zeit,

in der der Kodex schon außer Geltung war[1], solche Abschriften, so in der Bibliothek Assurbanipals[2], vorgefunden haben, so ergibt sich daraus, welch hohe rechtsgeschichtliche Bedeutung ihm zuerkannt wurde. Sogar eine assyrische Ausgabe des altbabylonischen Reichsgesetzbuches ist uns aus späterer Zeit durch die genannte Bibliothek bekannt geworden.. Trotz all der reichlichen Flüche, die Hammurabi nach allgemeiner Gepflogenheit in ausnehmender Breite am Schlusse seines Gesetzes dem zuwendete, der sich an dem Stein und an den Gesetzen irgendwie verginge, etwa das Denkmal änderte oder des Königs Namen ausmeißelte und dafür seinen Namen eintrüge, ist der Stein dem Schicksale so vieler nicht entgangen, daß nämlich der Eroberer, hier der obengenannte Schutruk-Nahunte, einige Zeilen ausmeißeln ließ, um an dieser Stelle einen Eroberungsvermerk oder ähnliches anzubringen. Solche palimpsestartige Behandlung erschwert in vielen Fällen das Verständnis einer Inschrift. Auf dem Hammurabikodex ist die ausgemeißelte Stelle — wohl zufällig — ganz frei geblieben.

Wenn man für diese Lücke 34 Paragraphen rechnet, so ergibt eine Einteilung des Gesetzes im ganzen 282 Paragraphen, denen eine ausführliche Einleitung und ein ebensolcher Schluß beigefügt ist. Einer straffen Zusammenfassung und Ordnung nach bestimmten Gesichtspunkten entbehrt es, ja, in der Anführung einzelner Strafbestimmungen weist es sogar eine gewisse Unbeholfenheit oder Umständlichkeit auf, die man bei Hammurabi nicht vermutet, und die den von J. Jeremias[3] ausgesprochenen Gedanken, daß es sich bei dieser Gesetzessammlung weniger um abstrakte Gesetze, als um wirkliche, typische Fälle aus der Rechtspraxis handle, nahe legt.

Für jede Handlung, die auch nur den kleinsten Rechtsanspruch begründet, für Kauf und Verkauf gilt Vertragsschluß und Gegenwart von Zeugen als unerläßlich. Kaufverträge und juristische Erkenntnisse, wie solche aus der Hammurabizeit in großen Mengen gefunden worden sind, wurden stets in duplo ausgefertigt. Die vom Schreiber geschriebene Urkunde wurde vom Notar beglaubigt.

Auch Bezahlungen hatten gegen Quittungsausfertigung vor Zeugen zu geschehen. Selbstverständlich war bei Aufnahme einer

1) Das läßt sich gegenwärtig allerdings erst für eine späte Zeit — etwa nach 1000 v. Chr. — nachweisen. 2) Siehe S. 35.

3) Moses und Hammurabi von Dr. Johannes Jeremias, Leipzig 1903, S. 12 Anm. 1.

Schuld die Ausstellung eines Schuldscheines unerläßlich. Ohne die angegebenen Ausweise wurden vor Gericht anhängig gemachte Klagen von vornherein abgewiesen. Kam der Schuldner seinen Verpflichtungen nicht nach, so drohte ihm Schuldhaft oder Schuldsklaverei, die auf die ganze Familie ausgedehnt werden konnte, aber im vierten Jahre erlosch. Auch Pfändung war gestattet, doch war sie namentlich hinsichtlich unentbehrlicher landwirtschaftlicher Gegenstände beschränkt. Für den Fall einer Mißernte war übrigens dem Schuldner die Zinszahlung für das laufende Jahr erlassen.

Dem unveräußerlichen Lehensgut[1], dessen Nutznießung auf einen Sohn vererbt werden konnte, stand der Eigenbesitz gegenüber, den sich der Freie, aber auch der Staatssklave erwerben konnte. Dem Lehensmann war es möglich, sich zu seinem Lehen privates Vermögen zu erwerben, über das er frei verfügen konnte. Bei Abwesenheit im Kriege oder sonst war Deponierung des Vermögens bei einem anderen unter Vertragsschluß vorgesehen. Mietvertragsverhältnisse konnten eingegangen werden in der Form einer Sach- oder Dienstmiete, daneben gab es ein Pachtverhältnis, dem das Gesetz besondere Aufmerksamkeit widmete. Feld konnte gegen festen Pachtschilling oder gegen Ertragsanteil verpachtet werden. Für Schaden, der dem Besitzer durch Faulheit oder Nachlässigkeit des Pächters erwuchs, war der Pächter haftbar, als Maßstab der Schadenberechnung wurde der Ertrag des regulär angebauten Nachbargrundstückes angenommen. Aus der Urbarmachung eines Grundes erwuchs dem Pächter Vorteil.

Für den Fall, daß sich einer benachteiligt glaubte, stand ihm der Prozeßweg offen, er konnte seinen Schaden vor Gott verfolgen. Das Gerichtsverfahren geschah wohl im Namen des Königs. Der Gerichtsplatz, auf dem die Beteiligten zu erscheinen hatten, war stets in der Nähe des Tempels, meist am Tor desselben, manchmal im Tempel selbst. Richter waren Priester, ihnen standen Gerichtsbeamte, Beisitzer als Zeugen zur Seite. Auf Unbestechlichkeit und Unparteilichkeit der Richter und strenge Durchführung der Prozeßordnung seitens derselben wurde ausdrücklichst unter Ansetzung hoher Strafen gesehen. Es wurden sowohl Belastungs- als Entlastungszeugen, zu deren Beibringung ein Termin bis zu sechs Monaten

1) Wurde ein solches Lehensgut dennoch widerrechtlich durch einen Kontrakt veräußert, so wurde die Urkunde „zerbrochen", also vernichtet und damit für ungiltig erklärt.

gewährt werden konnte, gehört und zum Schwur gebracht. Kläger wie Beklagter konnten zum Eide, der in einer kurzen Formel bestand und von unbedingter Beweiskraft war, zugelassen werden. Mit der Fällung der Entscheidung und der schriftlichen Ausfertigung des Urteils war der Prozeß zu Ende, es war jedoch den Parteien die Anfechtung des Urteils vorbehalten. Geschah die Anfechtungsklage grundlos, so verfiel der das Urteil Anfechtende einer Anfechtungsstrafe. In besonderen Fällen hatte man zum Ordale gegriffen. Letzte Instanz in Rechtssachen war der König. Seine unmittelbare Anrufung oder auch die Einreichung eines Begnadigungsgesuches an ihn war möglich.

Von besonderem Interesse ist das Strafrecht bei Hammurabi, da wir ihm eine Reihe wichtiger ethischer Grundsätze der damaligen Zeit am besten entnehmen können. Da tritt uns denn zunächst entgegen, daß die Strafe rein menschlich durch das Vergehen am Nebenmenschen begründet und in allen Fällen als eine mit der ausgesprochenen Rechtsstrafe sich erschöpfende gedacht ist. Es kommt also weder der Gedanke, daß eine Missetat auch ein Unrecht gegen die Götter involviere, noch der, daß auch deren Strafen zu den gerichtlichen kämen, zum Ausdruck. Das Gesetz Hammurabis ist im Gegensatz zur Thora [1] auf rein menschliche Grundsätze aufgebaut. Eine religiöse Grundlage fehlt; denn sein Kampf gegen die im Volke heimische Zauberei ist sicher nicht aus religiösen Motiven, sondern aus Aufklärungstendenzen [2] herzuleiten. Bestimmend war für die Gesetzgebung der angerichtete Schade. So wenig nach dem Vorhandensein eines subjektiven Schuldgefühls gefragt wurde, so wenig wurde der bösen Lust oder Absicht (vgl. 9. u. 10. Gebot) irgend Rechnung getragen. Besitz war eine rein rechtliche Größe; so hatte man dem Besitz des Nächsten wie ihm selbst gegenüber nur rechtlich feststellbare, nicht aber moralische Pflichten; Nächstenliebe ist dem Gesetze fremd, selbst die aus demselben sprechende Humanität, die sich etwa in der Fürsorge für Gefangene offenbart, geht auf den Gesichtspunkt des Besitzes hinaus.

Eigentumsvergehen — wozu auch die Hehlerei gerechnet wurde — wurden denn auch verhältnismäßig am schwersten, nämlich in der Regel mit dem Tode des Diebes bestraft. Übrigens ist bei

1) Ein genauerer Vergleich zwischen beiden bei Joh. Jeremias, a. a. O. S. 30 ff.

2) Joh. Jeremias, a. a. O. S. 40.

allen Strafen die Annahme nicht von der Hand zu weisen, daß nicht in allen Fällen mit der ganzen Strenge des Gesetzes vorgegangen wurde, so haben wir ein Beispiel, daß gegen einen Dieb nicht auf Todesstrafe erkannt wurde, obwohl das Gesetz dieselbe vorschrieb.

Im allgemeinen ist beim Strafrecht als wesentlicher Vorzug anzuerkennen, daß die Rache aus demselben so gut wie verbannt wurde. Das ist allerdings in einem Rechtsstaat gar nicht anders zu erwarten. Der Strafvollzug war an das Vorhergehen eines ordentlichen Gerichtsverfahrens unbedingt gebunden. Nur in zwei Fällen, wenn nämlich jemand bei einem Raub oder beim Diebstahl während eines Brandes auf frischer Tat ertappt wurde, durfte Lynchjustiz geübt werden.

Grundsatz im Strafrecht war die Talion, die Wiedervergeltung und zwar in der nach dem Vergehen genauest bemessenen Form. Das biblische Schade um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn (3. Mos. 24. 20.) finden wir ins einzelnste spezialisiert. In einzelnen Fällen konnte jedoch der Grundsatz unbedingter Talion eine Milderung in Form der Bezahlung eines Bußgeldes erfahren.

Als strafbare Handlungen wurden neben dem Vergehen an fremdem Eigentum angesehen Religionsvergehen (Zauberei und Tempeldiebstahl), Pietätsverletzung gegen die Eltern, Blutschande, Verbrechen gegen das Leben, die Gesundheit und die Ehre (Verleumdung und Beleidigung wurde ganz besonders hart bestraft) des Nächsten, außerdem die schon genannten Prozeßvergehen (Bestechlichkeit oder Rechtsbeugung). Todesstrafe wurde sehr häufig — 34 mal — vorgesehen. Sie wurde gewöhnlich wohl durch Köpfung, in besonderen Fällen aber dadurch vollzogen, daß der Delinquent ins Feuer oder ins Wasser geworfen wurde. Besonders entehrend war die Pfählung, wohl auch die Verscharrung eines hingerichteten Missetäters am Tatorte. Bei Körperstrafen galt als Grundsatz die Vernichtung des verbrecherischen Gliedes. So wurden die Zunge oder das Auge ausgerissen, das Ohr abgeschnitten, die Hände abgehauen, einer verbrecherischen Amme die Brüste abgeschnitten. Stirnmarkung (durch Einschnitte) und öffentliche Prügelstrafe galten als entehrend, in den älteren sumerischen Familiengesetzen ist das öffentliche Herumführen eines wegen Pietätlosigkeit gegen die Mutter Gemarkten als Ehrenstrafe angeführt. Die Mutter stand übrigens in der Wertschätzung dem Vater nicht gleich, obwohl das Gesetz Hammurabis einen Fortschritt bedeutete.

Vergehen gegen die Familie oder gegen die Familiensitte hatten unter Umständen Verstoßung aus der Familie, und in schwereren Fällen aus dem Burgfrieden der Stadt zur Folge. Auch die Verstoßung aus der Gemeinde konnte erfolgen. Während derjenige, der auf öffentlichen Aufruf hin einen entlaufenen Sklaven, den er in sein Haus aufgenommen hat, nicht heraus gab, bei Entdeckung sein Leben verwirkte, bekam der, welcher einen entronnenen Sklaven aufgriff, eine Prämie von 2 Sekel Silber.

Einem sehr modernen feinen Rechtsempfinden entsprechen die Bestimmungen über Haftpflicht. Für den durch direkte Verschuldung oder durch Fahrlässigkeit hervorgerufenen Schaden wurde der Ursächer zum Schadenersatz herangezogen. So erwuchsen begründete Haftpflichtansprüche bei verschuldeten Damm- und Wasserschäden, bei sich aus Nachlässigkeit des Pächters ergebenden sonstigen Schäden im landwirtschaftlichen Betrieb, bei Schwindelbauten und Untergang eines Schiffes durch Verschulden des Schiffsführers, bei Vernachlässigung und fahrlässiger oder verschuldeter Tötung eines gemieteten Tieres, endlich bei dem Schaden, der aus dem Außerachtlassen der nötigen Vorsichtsmaßregeln bei stößigen Ochsen erwuchs. Verletzungen am deponierten oder kreditierten Kapital fielen unter sehr ausgedehnte Haftpflichtbestimmungen. Ausgenommen von der Haftpflicht war der Hirte, resp. Herdenunternehmer, falls ein Herdentier von einem wilden Tier — man mußte mit dem Einbruch etwa von Löwen rechnen — zerrissen wurde oder auf natürliche Weise zu Grunde ging, der Handlungsreisende im Falle einer Beraubung, wie ja auch der Pächter nach ähnlichem Grundsatz im Falle einer Mißernte für das betreffende Jahr zinsfrei war.

Hammurabi war sich wohl bewußt, mit der Edierung dieses Gesetzes eine bedeutende Tat getan zu haben. Er hatte seine Worte „wohl überlegt". „Hammurabi, der König der Gerechtigkeit, dem Schamasch das Recht geschenkt hat, bin ich." „Meine Worte sind wohl überlegt, meine Weisheit hat nicht ihresgleichen." „Den Hohen zu erniedrigen, den Stolzen zu demütigen, den Hochmut auszutreiben, . . . das Recht des Landes zu sprechen, die Streitfragen zu entscheiden, die Schäden zu heilen" ist das Gesetz erlassen. So galt es wie alle seine Taten der Wohlfahrt seines Landes, und weil er in seinem Innersten davon überzeugt war, so sollte es denn auch für alle Zeiten gelten. Wenn er sich das Gesetz ausdrücklich von Schamasch, dem Sonnengott, dem großen

Richter von Himmel und Erde, geben ließ, so folgte er damit offenbar einem orientalischen Gebrauch, vielleicht um dem Gesetze leichter Eingang zu verschaffen. Denn der Zusammenhang zwischen dem Gotte und dem Gesetze selbst war ein recht äußerlicher, der König ließ sich von rein juristischen Gesichtspunkten leiten und betrachtete das Gesetz als sein eigenstes Werk.

Die Geltung dieses Gesetzes erstreckte sich auf das ganze Land. Das konnte er durchsetzen, da er eine musterhafte Landesverwaltung eingeführt hatte. Mit seiner ganzen Beamtenschaft im Lande hin und her verband ihn eine eifrige Korrespondenz, auch mit seinen Vasallen, sodaß er allezeit von den Vorkommnissen im Lande genauestens unterrichtet war. Zur Überwachung der Einhaltung der Rechte und Pflichten der Einzelnen an die Gesamtheit, wobei neben dem Familienverband der Stadt- und Gemeinde- oder Bezirksverband in Betracht kam, war ein Bezirksamtmann bestellt. Die Gemeinde hatte die Pflicht, ihre Angehörigen zu erhalten und eventuell für sie einzutreten. Neben diesem Bezirksamtmann gab es den vom König ernannten Bezirksbeamten oder Präfekten, dessen Tätigkeit auf dem politischen Gebiete lag. Allgemeine Bekanntmachungen scheinen durch öffentliches Ausrufen erfolgt zu sein.

Es ist nicht uninteressant, daß uns die sog. sumerischen Familiengesetze nicht in der Form einer Gesetzesurkunde, sondern auf einer Übungstafel für den Schulunterricht zur Erlernung der sumerischen Sprache, und zwar speziell der sum. Formeln und Zitate in den Kontrakttafeln[1], erhalten sind. Dieser Umstand beweist uns neben anderen Zeugnissen, zum Teil aus der Zeit längst vor Hammurabi, daß man in Babylonien seit den Anfängen einen ganz vorzüglich entwickelten Schulbetrieb hatte und daß man in dieser Schule auf das Studium des Rechtes großes Gewicht legte.

Die alte Schule stand in enger Beziehung zum Tempel. Waren ja doch die Träger und Überlieferer all dessen, was Wissenschaft hieß, allein die Priester, außerdem waren die Schulen als Priesterschulen dazu bestimmt, für den Dienst im Tempel und an der Wissenschaft neue Kräfte heranzubilden. Die Schreibkunst lag ganz in den Händen der Priester, das Richteramt war dem Priester übertragen, über den Schatz mathematischer, astronomischer und astrologischer Kenntnisse verfügte er allein. Und die Priester hatten

1) Siehe Hommel, Geschichte Babyloniens und Assyriens S. 386 f.

es namentlich auf dem Gebiete der Astronomie zu bewundernswerten Kenntnissen schon in ältester Zeit gebracht. Eine ganze Reihe von Übungstafeln, auf denen besser und schwächer begabte Schüler sich im Schreiben, Zeichnen und Rechnen in den verschiedenen Spezies versuchten, gewährt uns einen oft ergötzlichen Einblick in den Elementarunterricht der alten Priesterschule. Die höheren Wissenschaften waren neben der Rechtskunde Mathematik, Geometrie, Kosmologie, Astronomie und Astrologie, endlich die für den eigentlichen Priesterberuf unerläßlichen, vielseitigen Kenntnisse in der Wissenschaft der Religion, der höheren Religion sowohl wie der Volksreligion. Religion resp. Theologie war ja doch schließlich die elementarste Wissenschaft. In allen anderen Wissenschaftsgebieten, insbesondere in Astronomie und Astrologie, fanden sich lebhafte Beziehungen zur Religion. Babyloniens Religion, die in ihrer höheren, reinen Schicht höchst wahrscheinlich semitisch-chaldäischen Ursprungs ist, trug durchaus astralen Charakter. Nicht als ob Sonne oder Mond oder die Gestirne selbst die Götter gewesen wären, der alte Babylonier sah in ihnen nur die äußere Erscheinungsform des persönlich gedachten Gottes. Dabei ist der überall durchscheinende Grundgedanke bei allen Vorgängen am Himmel und im Weltenraume der der Entsprechung aller Erscheinungen. So entspricht sich der Kreislauf der Gestirne, der Kreislauf der Sonne dem des Mondes, die Erde und ihr Geschehen der himmlischen Welt und ihrem Geschehen. Das himmlische All ist nach Winckler eingeteilt in den Himmelsozean, das himmlische Erdreich (Tierkreis) und den Nordhimmel, das irdische All in den Ozean, die Erde und den Lufthimmel. Bei dem irdischen All handelt es sich um eine Weltemanation aus der Urflut, der schon in früherer Zeit Weltemanationen vorhergegangen sind. Der wesentlichste Teil des himmlischen Alls ist der Tierkreis, der den großen Gestirnen, den Dolmetschern der Götter, als Weg dient. Ihre göttliche Bedeutung kommt den Sternen nicht an sich, sondern in ihrer jeweiligen Stellung im Tierkreise zu[1]. Nur so erklärt sich z. B. die besondere Wirksamkeit der Sonne bezüglich der Jahres- und Tageszeiten. Nachdem die wesentlichsten Veränderungserscheinungen als mit Sonne und Mond in Zusammenhang stehend beobachtet wurden, ging die Gestirnbeobachtung von diesen beiden aus und brachte es bezüglich aller einschlägigen Berechnungen zu höchst bemerkens-

1) Siehe AO. VIII, 1 S. 5 ff.

werten Erkenntnissen. So blieb begreiflicherweise der Umstand, daß die Frühlingssonne nach 3000 v. Chr. aus dem Zeichen der Zwillinge in das des Stieres trat, den Astronomen Altbabyloniens nicht verborgen. Das Stierzeitalter war das Zeitalter, in das Babyloniens Blüte unter der Hammurabidynastie fiel.

Dieser Umstand war, nachdem die Mythologie im engsten Zusammenhange mit den Vorgängen am Himmel stand, von weittragendster Bedeutung für die Mythologie. Da diese aber naturgemäß langsamer den Veränderungen am Himmel folgte, läßt sich die Umbildung der theologischen Anschauung nicht für die Zeit des Eintritts des Stierzeitalters, sondern erst für die Zeit der Hammurabidynastie feststellen.

Dieser Übergang bedeutete auch, um darauf zuvor hinzuweisen, der Präzession entsprechend, gegen das frühere Zeitalter die Verlegung des Jahresanfangs um einen Monat nach rückwärts und überhaupt eine Kalenderreform. Die Feststellung des Kalenders war eine wichtige staatliche Angelegenheit. Zur Zählung der Zeitabschnitte wurden Tonkegel in der Form eines Nagels in die Tempelwand gesteckt. Der Babylonier rechnete nach Mondjahren mit 6 Doppelmonaten resp. 12 Monaten zu 30 Tagen. Zum Ausgleich mit dem zweifellos bekannten Sonnenjahr wurden von Zeit zu Zeit Schaltmonate eingefügt. Jahresbeginn war das Frühjahrsfest. Der Tag wurde in 12 Doppelstunden[1] eingeteilt mit je 60 Doppelminuten. 5 Tage gaben eine Woche, 72 Fünferwochen also ein Mondjahr. Neben der durchrollenden Fünferwoche war auch die Siebenerwoche nicht unbekannt. Die Berechnung des Kalenders lag natürlich den Priestern ob. In den Kaufkontrakten aus der Hammurabizeit finden wir, daß die Rechnung nach dem Kalender zu den Selbstverständlichkeiten gehörte. Gleichzeitig mit den Monatsnamen wurden die Jahre nach einem besonderen Jahresereignis in der Regierung des Königs angegeben. (s. S. 14.)

Die mit dem veränderten Himmelsbild in Zusammenhang stehende Umgestaltung der altbabylonischen Theologie gab sich kund in dem starken Hervortreten Marduks zur Zeit Hammurabis. Ursprünglich gab es Stadtkulte, deren älteste nachweisbare in den einzelnen Städten den Regenten des Tierkreises: Sin (Mondgott), Scha-

1) Winckler weist AO. III, 2/3 S. 16 darauf hin, daß sich die Doppelstunde in der Einteilung der Zifferblätter unserer Uhren erhalten hat.

masch (Sonnengott) und Ischtar (Göttin des Venussterns, die Himmelskönigin, die göttliche Jungfrau, die Muttergöttin) galten. Ihnen traten nach dem eben erwähnten Gesetz der Entsprechung als oberste Göttertrias, der allerdings schon eine ältere Trias voraufgegangen war, Anu, der Gott des Himmelsozeans, der Vater der Götter, Bel, der Herr des Luftreiches und der alte Nationalgott Babyloniens, Ea, der Herr der Erde und der aus der Wassertiefe kommenden Quellen wie auch des Ozeans an die Seite. Neben den drei schon genannten Planeten kamen die Planeten Jupiter, Merkur, Mars, Saturn als Dolmetscher und Erscheinungen der Gottheiten Marduk, Nebo, Ninib und Nergal in Betracht. Reichliche Differenzierungen der Gottheiten, so etwa des Sonnengottes in einen Gott der Frühlings- und Morgensonne, der Herbstsonne, der Sommer- und der Wintersonne, ließen sich die Theologen, vielleicht nicht ganz ohne Einfluß der unter der Hammurabidynastie neu einströmenden Völkerwelle, angelegen sein. Dadurch wurde das altbabylonische Pantheon in einer so reichlichen Weise bevölkert, daß es ohne Kenntnis des astralen Schlüssels einer Erklärung spottete. Für die Systematisierung der Götterwelt kam als förderlich in Betracht das Überwiegen eines Stadtkönigtums über die anderen und damit auch das Überwiegen des betreffenden Stadtgottes. Diesem Umstand auch in der Göttergenealogie Rechnung zu tragen, beeilte sich die offizielle Hoftheologie natürlich stets. So kann es nicht wunder nehmen, wenn wir einerseits verschiedenen Göttergenealogien begegnen, andererseits auch wieder Identifierungen des Stadtgottes mit dem jeweils dominierenden Gott, oder doch Übertragungen wesentlicher Eigenschaften von dem einen auf den anderen. So ist Marduk zur Hammurabizeit zum prävalierenden Gott geworden. Gerade bei ihm, der ursprünglich der einfache Lokalgott von Babylon war, sehen wir deutlich, wie er, der wachsenden Bedeutung der Residenz entsprechend, mehr und mehr die glänzenden Eigenschaften der anderen Götter von der Priesterschaft Babels übertragen bekam. In der Göttergenealogie durch Übertragung vom Marduk Eridus als Sohn des Ea angeführt, mit dem ihn die Theologie in engem idealem Sohnesverhältnis verbunden sein ließ, überkam er die Stellung des Königs der Götter von Anu, die des Herrn der Länder von Bel, die des Weisen unter den Göttern von Ea, er wird zum Schöpfer der Welt und der Menschen. Schließlich eignen Marduk, dem König Himmels und der Erde, wesentliche Erlösereigenschaften, er liebt es,

der Barmherzige, von den Toten zu erwecken und Gebete zu erhören. Ihm gilt ein Hymnus, dem folgende Sätze entnommen seien[1]:

Dein Name ist überall im Munde der Menschen glückbringend.
Marduk, großer Herr, auf dein erhabenes Gebot
Möge ich gesund und heil sein und so deine Gottheit verehren;
Wie ich es wünsche, möge ich es erlangen.
Lege Wahrheit in meinen Mund,
Laß gute Gedanken in meinem Herzen sein . . . . .
Gewähre doch Anrufen, Anhören und Erhören;
Das Wort, womit ich anrufe, werde, sowie ich anrufe, erhört!
Marduk, großer Herr, schenke mir Leben;
Leben meiner Seele befiehl!
Vor dir fröhlich zu wandeln, daran möge ich mich sättigen! . . .

An solchen Götterhymnen und Gebeten, in denen uns diese erhabene Priesterreligion als von den Priestern praktisch gepflegt entgegentritt, haben wir eine reichhaltige Literatur. Sie sind zum Teile uralt und haben sich in den meisten Fällen zum mindesten ihrem Gerippe nach während der ganzen Zeit babylonischer Religion unverändert in Gebrauch erhalten, bei den Gottesdiensten resp. Götterfesten wurden sie vom Priester rezitiert. Am bekanntesten ist der getragene, schöne Hymnus an den Mondgott Sin im Ur (AO. VII, 3 S. 11 f.) geworden. In manchen dieser Hymnen tritt eine stark henotheistische Anschauung zu Tage, von direktem Monotheismus zu reden gibt uns jedoch keine Phase babylonischer Religion das Recht.

Tieferes Verständnis scheint das Volk dieser Religion der Gelehrten nur da entgegengebracht zu haben, wo es sich um den Kultus der Götter der beiden Hauptgestirne handelte. Von der Sonne hing der ackerbautreibende Babylonier ab, der Mond war der Hort des nomadisierenden und viehzüchtenden Teils der Bevölkerung. Dabei trug erstere mit ihrem Auslöschen des Lichtes der anderen Gestirne Unterwelts-, der Mond Oberweltscharakter. Das wesentliche aller übrigen theologischen Erkenntnisse ist dem Volk in Mysterien und an Sinnenfälliges anknüpfenden Festen dargeboten worden. Im Opfer, das in der Religion eine große Rolle spielte, zahlte das Volk dieser Theologenreligion gerne Tribut. Auch in den Klage- und Bußpsalmen, deren etliche lebhaft an die

1) Siehe AO. VII, 3. 16, und Weber, Die Literatur der Babylonier und Assyrer, Leipzig 1907, S. 132.

alttestamentlichen Psalmen erinnern, keiner aber ihnen an religiöser Tiefe gleichkommt, haben wir noch Zeugnisse von der Auswirkung dieser Religion im Volk. Bußpsalmen sind uns in Monolog- und Dialogform (Dialog zwischen Priester und Büßenden) erhalten. Während in der Gesetzgebung des Hammurabi ein subjektives Schuldgefühl und der Gedanke einer Verletzung Gottes ganz fehlt, sehen wir aus diesen Bußpsalmen, daß dem Babylonier beides nicht fremd war.

Doch beweist der Bußspiegel, den wir in Beschwörungstexten haben, die z. T. aus ältester Zeit stammen, daß die sittliche Erkenntnis mehr in die Breite als in die Tiefe gegangen war. Ein zu sühnendes Unrecht, Sünde waren ein rituelles Vergehen, wie mit ungewaschenen Händen bei Gott schwören oder die Benutzung von Gebrauchsgegenständen eines Gebannten, ein sittliches Vergehen, eine Pietätsverletzung gegen Eltern und ältere Geschwister, Säen von Zwietracht zwischen Verwandten und Freunden, widerrechtliches Festhalten von Gefangenen, Lüge, Betrug, Heuchelei, Schädigung von Leib, Ehre, Gut des Nächsten, Schädigung Unschuldiger, Verbreitung von Unlauterem, Schädigung des Rufes der Heimatstadt, Zurückbehalten eines gelobten Weihegeschenkes.

Opfergaben wurden in ihrer Höhe vom König, so auch von Hammurabi, für die einzelnen Götter festgesetzt. Daß Hammurabi selbst die Religion nicht als etwas Innerliches, sondern — wenigstens offiziell — als eine zu erfüllende Pflicht recht äußerlich aufgefaßt hat, davon gibt uns sein Gesetzeskodex Aufschluß. Er hatte in demselben für jeden etwas übrig; Marduk, sein Herr, gab ihm die Regierung, Bel die Menschen, Schamasch das Recht, Beltis verschaffte seinen Wünschen gütiges Gehör, Zarpanit war seine Herrin, Dagon sein Erzeuger, aber auch zu Adad betete er mit Erfolg, ja er ehrte schlechthin alle Götter. Religiös zu werten ist seine Fürsorge für den Tempel, er weihte neue und wiederhergestellte ein, schützte und mehrte die Tempelschätze. Innerhalb seiner Gesetzesparagraphen ist nur eine einzige religiöse Angelegenheit, aber, wie schon erwähnt, nicht um der Religion willen, behandelt. Das ist die von ihm durchs Gesetz bekämpfte Zauberei.

Das konnte aber nichts anderes bedeuten, als „Kulturkampf", der zwar schon von einem Gudea offenbar ohne nennenswerten Erfolg geführt worden ist. Denn so erhaben und trotz der scheinbar verwirrenden Menge der Pantheonsbewohner sinnreich die Religion Altbabyloniens war, so bedenklich sah es um die Volksreligion

— ein von den Babyloniern angetretenes sumerisches Erbe — aus. Das Volk lebte unter dem Banne der Dämonen. Da war der böse Alu und der böse Gallu oder gar der Inbegriff alles Bösen, „die bösen Sieben". Ihre Schrecken bringt folgende Schilderung zum Bewußtsein (AO. VII, 4 S. 15):

„Sieben sind sie, sieben sind sie! In der Tiefe des Ozeans, sieben sind sie! Lagernd im Himmel, sieben sind sie! In der Tiefe des Ozeans, in einer Behausung wuchsen sie heran. Nicht männlich sind sie, nicht weiblich sind sie. Sie, vernichtende Wirbelwinde sind sie. Ein Weib haben sie nicht genommen, Kinder haben sie nicht gezeugt. Schonung und Mitleid kennen sie nicht, Gebet und Flehen hören sie nicht, Rosse, die im Gebirge aufgewachsen sind, sind sie. Sie sind die feindlichen Gewalten des Ea, die Thronträger der Götter sind sie. Den Steig zu zerstören, treten sie auf die Straße. Böse sind sie, böse sind sie! Sieben sind sie, sieben sind sie, zweimal sieben sind sie!"

Bedenken wir, daß auch Krankheiten, so die Kopfkrankheit, Fieber und Pest durch Dämonen erregt werden, und daß der böse Blick der Hexe oder Zauberin tiefes Unheil hervorbringen kann, so werden wir die Furcht des Volkes, die ein nicht zu unterschätzender Teil seiner Religion war, recht wohl verstehen. Diese zu beruhigen und den Zauber oder die Wirkung des Dämons unschädlich zu machen, dazu war der Beschwörungspriester da, der nach langem, ausführlichen Beschwörungsritual, in dem auch die oben angeführte Aufzählung der Sündenmöglichkeiten jedesmal ihre Rolle hatte, die Entzauberung vorzunehmen hatte. Neben dem Beschwörer war der Wahrsagepriester von großer Bedeutung. Die Priesterschaft war ja überhaupt in eine nicht ganz kleine Anzahl von Klassen eingeteilt, deren Glieder alle miteinander zweifellos die gleiche Qualifikation zum Priesterstand nachweisen mußten. Diese erstreckte sich auf Herkunft aus priesterlicher Familie und Fehlen eines körperlichen Gebrechens. Ihre Kleidung war allgemein geregelt. Die Wahrsagung durch den Wahrsagepriester geschah aus dem Lauf der Gestirne, aus den Eingeweiden der Opfertiere, insbesondere den Lebern der Opferschafe, aus Vogelflug und Träumen, aus Öl, das in eine mit Wasser gefüllte Schale gegossen wurde. Die Ominaliteratur, welche von solchen Beobachtungen und Deutungen handelt, ist überaus zahlreich. Unter Umständen konnte sogar der Geist eines Toten befragt werden; ein eigener Totenbeschwörungspriester war dazu bestellt.

Der Tod selbst spielte in dem religiösen Leben keine wesentliche Rolle. Während die Sumerer ihre Toten verbrannten, wurden sie bei den Babyloniern in Tonsärgen in Reihengräbern beerdigt. Entbehrte ein Verstorbener der Beerdigung, so war seinem Totengeist die Ruhe im Totenreich versagt, er mußte unstät umherirren. Waren die Hinterbliebenen nicht eifrig in der Versorgung des Toten mit Speise und Trank, so mußte der Totengeist in der Unterwelt darben. Dieses Reich der Toten war in der Erde mit dem Eingang im Westen derselben gedacht. Es war ein finsterer Ort voll Erdstaub, der die Nahrung der Toten war. Ein Vorzug der in der Schlacht Gefallenen war der Genuß klaren Wassers im Totenreich. Herrscherin in demselben war Erischkigal, ihr Gemahl Nergal. Auch die Götter mußten zeitweise sterben und ins Totenreich steigen. Hammurabi ließ das Grab der Sonnengöttin Ai zu Sippar mit Grün, der Farbe der Auferstehung, anstreichen. Auferstehung gab es in Babylonien nur für Götter, für die Menschen läßt sich ein Auferstehungsglaube nicht feststellen. Bemerkenswert ist, daß in altbabylonischer Zeit — für später läßt sich das nicht mehr nachweisen — die Könige bereits bei ihren Lebzeiten, besonders aber nach ihrem Tode, als Götter betrachtet, das heißt in der Weise der Götter verehrt wurden, ihren Statuen wurde geopfert (s. S. 10).

So wenig wie die Kunst und Religion ist in Babylonien die Literatur[1] in ihren einzelnen Erzeugnissen zeitlich festzulegen. Dazu fehlt ihr eine Grundbedingung, der persönliche Charakter. Der Autor eines Werkes tritt vollständig zurück, von dem Augenblick seines Daseins an ist es Gemeingut. Im wesentlichen darf bei der Frage nach den literarischen Erzeugnissen auf die vorstehenden Ausführungen zurückgewiesen werden, sie sind nichts anderem als der gleichzeitigen oder früheren und späteren Literatur entnommen. Als gleichzeitige Literaturerzeugnisse eines Regenten haben in der Hauptsache dessen historische und verwaltungsrechtliche Inschriften, Kaufkontrakte, Briefe, Weihinschriften zu gelten. Die lyrische, epische und sonstige religiöse Literatur ist im wesentlichen in einer Zeit vor Hammurabi geschaffen worden und zu dessen Zeit schon traditionelles Gut geworden. Hat sich ein Nabonassar von Babylonien (747—734 v. Chr.), zu dessen Zeit un-

1) Über die Literatur Babyloniens orientiert vorzüglich die kürzlich erschienene Schrift Otto Webers, „Die Literatur der Babylonier und Assyrer" (Leipzig 1907, VIII u. 312 S.).

gefähr ein neues astronomisches Zeitalter (das des Widders) begann und der als bewußter Anfänger einer neuen Zeit eine abermalige Kalenderreform durchführte, geringen Dank der Nachwelt dadurch verdient, daß er, um den Beginn der neuen Ära nachdrücklichst zu dokumentieren, die historischen Urkunden, die seine Vorgänger betrafen, zerbrechen lassen wollte und z. T. zerbrach, so wissen wir einem Assurbanipal, einem der letzten assyrischen Herrscher (668 —626 v. Chr.), desto größeren Dank (s. betr. Berosus S. 21). Das wichtigste aus dem Schatze babylonischer Literatur — auch literarisches Material aus der Hammurabizeit — hat er in königlichem edlem Sammeleifer im Original oder in Abschrift in einer Bibliothek in seinem Palaste zu Ninive, unweit des heutigen Kujundschik, der Nachwelt aufbewahrt. Ihr Bestand, der anfangs der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts aufgefunden wurde, erzählt uns mit dem Hammurabikodex und den Funden in den Tempelbibliotheken von Babyloniens altem Glanze, altem Glauben, alter Weisheit.

Literatur.

King, L. W., The letters and inscriptions of Hammurabi King of Babylon, 3 vols. London 1900. (Vol. III: English Translations etc.)

Morgan, J. de, Délégation en Perse, Mémoires, tome IV: Textes Élamites-Sémitiques, 2. série par V. Scheil, Paris 1902, darin p. 11—162 (und pl. 4—15), die heute noch grundlegende Editio princeps des „Code des lois (droit privé) de Hammurabi."

Johns, C. H. W., A marriage contract from the Chabour: Proc. Bibl. Arch. Soc. XXIX (1907), p. 177—184. Dort Rev. 30 die älteste Form des Namens des Hammurabi, nämlich Ḫa-am-mŭ-ra-bi-iḫ d. i. ʻAmmurabiḫ „der Oheim (= abnehmende Mond) ist weit" (vgl. arabisch rabigh, râfiḫ, râfigh).

King, L. W., Studies in Eastern history II. III = Chronicles concerning early Babylonian Kings I. II. London (Luzac) 1907 (ausgegeben Ende Juli 1907), darin der definitive Nachweis, daß auf die Dyn. A von Babel unmittelbar die Kassitendyn. (Dyn. C) folgte (bereits von Fr. Hommel in verschiedenen Werken postuliert), also Hammurabich c. 1945—1900!

(Die übrige Literatur wurde schon in den Anmerkungen notiert.)

Inhalt.

Jeremias, Priv.-Doz., Lic. Dr. Alfred, in Leipzig: **Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients.** Handbuch zur biblisch-orientalischen Altertumskunde. Mit einer vollständigen Darstellung des altchristlichen Weltbildes sowie 216 Abbildungen und 2 Karten. Gr. 8°. (XVI u. 624 S.) Zweite, neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage. 1906.

M. 10—; in Leinen geb. M. 11—

Bei der Neuauflage des in anderthalb Jahren ausverkauften Buches sind die einleitenden Kapitel über die altorientalische Lehre und das altorientalische Weltbild zu einer abgerundeten Darstellung der babylonischen Weltanschauung ausgestaltet worden, jetzt 158 (gegen 66) Seiten mit 63 (gegen 31) Abbildungen. Völlig neu ist u. a. das Kapitel über Stiftshütte und Bundeslade. Der Inhalt des Buches ist bei Beachtung sparsameren Druckes fast auf das Doppelte angewachsen. Der schon bei der ersten Auflage äusserst mässige Preis stellt sich im Verhältnis jetzt noch niedriger: auf den Bogen entfallen noch nicht ganz 25 Pfg.

Wochenschrift für klassische Philologie (1907, Nr. 4):

„Jeremias steht seit langen Jahren in der babylonischen Forschung, er gehört zu den ganz wenigen Kanzelrednern, die sich auf ihre wissenschaftliche Pflicht besinnen und den Zusammenhang der altorientalischen Kultur als Ganzes begreifen. Das kann ihm nicht hoch genug angerechnet werden. Die Assyriologie sowie die Theologie, und zwar die alt- wie die neutestamentliche, verdanken ihm ganz ungewöhnliche Förderungen. Da er streng theologische Bildung mit eindringender Kenntnis des babylonisch-assyrischen Schrifttums verbindet, ist er freilich dazu prädestiniert . . . . . Wertvoll sind die vielen Illustrationen, die Jeremias beigegeben hat und die z. T. nach Denkmälern, die sich nur in seinem Besitz befinden, hergestellt sind."

Professor D. **Baentsch-Jena** im **Literarischen Zentralblatt:**

„Referent möchte dem Werke die weiteste Verbreitung unter den Theologen wünschen und es auch allen denen unter den Gebildeten empfehlen, die sich für die Zusammenhänge interessieren, die zwischen dem Alten Orient und der Geschichte und Religion des israelitischen Volkes bestehen."

Im Kampfe um den Alten Orient. Wehr- und Streitschriften, herausg. von **Alfred Jeremias** und **Hugo Winckler.**

In diesen Schriften soll den Vorwänden begegnet werden, die gegen die von gegnerischer Seite als „Panbabylonismus" gekennzeichnete Auffassung von der alten Kulturwelt geltend gemacht wurde. Die Erörterung theologischer Fragen soll vermieden werden. Je nachdem es der Fall nötig macht, soll aggressives oder defensives Verfahren gewählt werden.

Soeben erschien als erstes Heft:

Alfr. Jeremias: Die Panbabylonisten. — Der Alte Orient und die aegyptische Religion. M. —80

als zweites Heft:

H. Winckler: Die jüngsten Kämpfer wider den Panbabylonismus. M. 1—

Druck von Hartmann & Wolf, Leipzig.

9. Jahrgang

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Der Alte Orient
Gemeinverständliche Darstellungen
herausgegeben von der
Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Heft 2

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Phrygien

und seine Stellung im kleinasiatischen Kulturkreis

Von

Dr. Erich Brandenburg

Mit 15 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1907

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

mit dem Sitz in Berlin

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft" und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient", heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen. Die Gesellschaft zählt gegenwärtig 445 Mitglieder.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen" (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient" (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt auf einfache Anmeldung beim Schriftführer durch den Vorstand; — Zahlung der Beiträge hat im Januar an Wolf Peiser Verlag, Berlin S. 42, Brandenburgstrasse 11, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt. aus: Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. R. v. Kaufmann, 1. Vorsitzender, Berlin W. 62, Maassenstr. 5, Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark), Dr. L. Messerschmidt, Schriftführer, Berlin N. 58, Schönhauser Allee 158c, Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf, Prof. Dr. Br. Meissner, Breslau, Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Dr. E. F. Peiser, Königsberg, Dr. Freih. von Bissing, München. — Herausgeber der „Mitteilungen": Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 80, des „Alten Orient": Derselbe und Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Hauptmannstrasse 3.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient" (Preis 60 Pf.):



Aias-In.

Phrygien

und seine Stellung im kleinasiatischen Kulturkreis

Von

Dr. Erich Brandenburg

Mit 15 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1907

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

9. Jahrgang, Heft 2.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B.: AO. IV, 2² S. 15.

Um ein richtiges Bild von Phrygien zu bekommen, muß man sich die kultur-geographische Lage des Landes vergegenwärtigen. Die Hauptverkehrs- und Kulturstraßen im Altertum sind wegen der Bodenbeschaffenheit dieselben wie heutzutage. Sie folgen hauptsächlich den Flußläufen, wie in der Jetztzeit die Eisenbahnlinien. Die Route Konstantinopel - Eskischehir - Konia, die dann über den Taurus nach Mesopotamien hin fortgesetzt werden soll, wird gekreuzt von einer zweiten großen Straße, die von Osten nach Westen führt. Sie entspricht im großen und ganzen der heutigen Bahnlinie Angora-Eskischehir-Karahissar-Smyrna, d. h. der alten Kulturstraße vom Hettiter-Zentrum Bogaskeuj nach dem Sipylos, den Inseln des Ägäischen Meeres bis nach Griechenland und Mykene. Ungefähr im Kreuzungspunkt beider Straßen liegt das Gebiet der phrygischen Felsfassaden. Es ist das Bergland der Ketten des Türkmendag-Gebirges, die sich von Nord-Nord Osten nach Süden erstrecken und eine Höhe von ca. 2500 m erreichen. Dieses Gebirgssystem wird von zwei Flüssen umschlossen, vom Osten her vom Sakaria — dem antiken Parthenios — und westlich vom Flußlaufe des Pursak (Thymbres). Ferner ist noch der kleine Nebenfluß des Thymbres, Achidere zu bemerken, in dessen Gebiet interessante archäologische Funde gemacht worden sind. Die Höhenzüge des Türkmendag teilen dieses Gebiet nun gewissermaßen in zwei Teile, auf dessen einer Seite, nach Westen zu die bildlichen Fassaden, auf der anderen die Fassaden mit Quadratmustern, die bekanntesten Denkmäler Phrygiens sich vorfinden. Die heutigen Bewohner dieser Gegend sind Kysylbasch; diese Bezeichnung stammt aus dem Türkischen, heißt eigentlich Rotköpfe und ist ein Schimpfwort für Leute, die nicht dem Islam angehören, nach von Luschan wahrscheinlich Reste der alten Ureinwohner, welche Annahme durch zahlreiche antike Formen unterstützt wird, die sich in Schmuck und in den Gerätschaften dieser Leute erhalten haben. Dieser interessante Umstand ist der teilweise sehr schweren Zugänglichkeit ihrer Dörfer zu verdanken, die sich in abseits von der großen Heerstraße gelegenen

Tälern befinden. Leider kennen wir von ihrer Sprache und ihren Lebensgewohnheiten noch sehr wenig.

Von phrygischer Geschichte wissen wir eigentlich garnichts; die wenigen Nachrichten, die wir aus gleichzeitigen Quellen haben, sind zu dürftig, um uns ein annähernd sicheres Bild zu geben. Wohl aber kann man im Anschluß an hettitische Geschichte[1] Rückschlüsse auch für die hier uns interessierende Gegend machen. Wir wissen jetzt mit ziemlicher Sicherheit, und durch die Ausgrabungen Wincklers und seine Funde in Bogaskeuj erweitert sich unsere Kenntnis dieser Epoche immermehr, daß ungefähr in der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. Kleinasien in einzelne Staaten gleicher Nationalität geteilt war, die einen Staatenbund bildeten, der sich ungefähr mit dem Deutschen Reiche im Mittelalter vergleichen läßt. Es scheint, daß, wie in diesem die Vorherrschaft der einzelnen Staaten wechselte. Im großen und ganzen aber blieb der mächtigste der Chatti-Staat, dessen Zentrum, wie jetzt mit Sicherheit festgelegt ist, in Chatti (Bogaskeuj) lag. Durch mehrere Urkunden[2] wissen wir jetzt, daß von dort aus der Großkönig von Chatti mit den Pharaonen von Egypten und seinen Bundesfürsten verhandelt und internationale Verträge abgeschlossen hat. Diese diplomatische Korrespondenz, in der der Großkönig von Chatti mit dem Pharao gewissermaßen als frère et cousin verhandelte, läßt ohne weiteres den Schluß zu, daß wir es hier mit einer Kultur zu tun haben, die der egyptischen nicht nachsteht. Dieselbe ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein Ausläufer und die weitere Entwickelung der alten babylonischen, die von Mesopotamien aus bis hierher ihre Einflüsse geltend gemacht hat, auch ist egyptischer Einfluß anzunehmen. Doch geht es über den Rahmen der vorliegenden Arbeit hinaus, diese Frage näher zu erörtern. Andererseits wissen wir aber auch, daß sich in dieser Zeit (d. h. Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr.) an den Küsten des Ägäischen Meeres in Syrien ebenfalls hohe Kulturen befanden, die mit der ebengenannten in Verbindung stehen. Da nun die oben geschilderten Kulturstraßen, die diese verschiedenen Gegenden verbanden, mitten durch Phrygien gehen, so können wir, wie weiter unten bei der Beschreibung der einzelnen archäologischen Funde ausführlich erörtert werden wird, bei Besprechung derselben den Einfluß hettitischer Kultur nicht außer acht lassen, sondern müssen Phrygien

---

1) vgl. AO. I, 1 S. 18—26 l. c., IV, 1 S. 1—5.
2) vgl. AO. IV, 1 S. 6 ff.; OLZ. Dezemberheft 1906.

einfach als ein Land betrachten, das lange Zeit unter Einwirkung dieser Kulturbeziehungen gestanden und von denselben im weitesten Maße beeinflußt wurde [1]. Es ist noch zu bemerken, daß die Überlieferung der klassischen Quellen hier nicht in Betracht kommen kann, da sie aus einer viel zu späten Zeit stammen, in der man noch nicht so weit war, archäologisches und historisches Material wissenschaftlich zu verwerten und zu bearbeiten, das über ein Jahrtausend weit zurückreicht. Irgendwelchen nennenswerten griechischen Einfluß auf Phrygien haben genaue vorurteilslose Untersuchungen nicht konstatieren können. In nähere Berührung mit den Hellenen kam Kleinasien erst, mit Ausnahme der Küstenstädte, durch den Zug

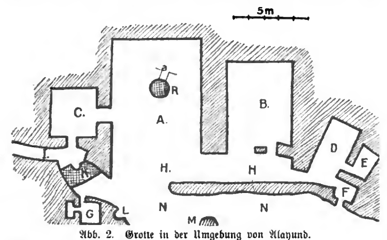


Abb. 2. Grotte in der Umgebung von Alayund.

Alexanders des Großen, doch war derselbe viel zu plötzlich und schnell, um irgendeinen tiefer gehenden Einfluß zu hinterlassen. Hellenistische Kultur bürgerte sich in Kleinasien erst durch die planmäßige auf solider Basis begründete Kolonisation der Römer ein, d. h. im letzten Jahrhundert v. Chr. etwa. Endlich ist noch zu bemerken, daß die wenigen Namen, wie Midas usw., die uns überliefert wurden, wahrscheinlich Titel sind, vorläufig aber noch keine sichern Schlüsse zulassen.

Die frühesten archäologischen Funde in Phrygien sind Fels-

1) Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß nur fremder Einfluß in Phrygien alles schuf, im Gegenteil, dieser gab einem starken Eigenempfinden in mancher Beziehung Form und Richtung.

grotten, die sich an den Rändern der Flußtäler befinden, wo die fruchtbaren Ufer des Flusses einen guten Boden für Viehzucht und Ackerbau abgaben, und das höher gelegene Bergland reichliche Beute dem Jäger bot. Die primitivsten Wohngrotten sind natürliche Felslöcher, die dürftig bearbeitet und denen dann neue Grotten hinzugefügt wurden, sodaß manchmal nur noch Pfeiler stehen geblieben sind, um die Decke vor dem Einstürzen zu bewahren (Abb. 2). In der Vollendung sehen wir derartige Wohnungen z. B. im Tal des Achidere, wo sie in besondere Räume für Menschen und Vieh gegliedert sind. Durch Kamine und Bänke, Fackelhalter, Borde und Vorratskammern sind sie deutlich als Wohnungen charakterisiert, ebenso wie andere als Ställe durch Anbringung von Krippen. Das läßt uns auf die damalige Existenz eines Bauernvolkes schließen, das Ackerbau und Viehzucht trieb. Daneben finden sich allerdings noch Grotten hoch oben im Felsen angebracht, die schwer zu erreichen sind und die aller Wahrscheinlichkeit nach zur Flucht bei feindlichen Invasionen dienten, wie das auch mit der historischen Überlieferung übereinstimmt, die eine Völkerwelle der anderen folgen läßt. Es ist daher kaum anzunehmen, daß die Leute, die sich dort mit Mühe angesiedelt, sich Land urbar gemacht und Gehöfte geschaffen hatten, sich ohne weiteres vertreiben ließen, und so findet man denn auch zahlreiche befestigte Berggipfel, sogenannte Kalehs (Abb. 3). Große Zisternen, die dort in die Felsen gemeißelt sind, zur Aufbewahrung des Proviants zeigen, daß sie einen langen Belagerungszustand aushalten konnten. Wir finden Übergänge, aus denen hervorgeht, daß die ziemlich mühselige und langweilige Anfertigung derartiger Grotten allmählich der Konstruktion von Holzbauten gewichen ist und dieser Umstand wird besonders bei der Erklärung der Fassaden mit Quadratmustern zu berücksichtigen sein.

Die bekanntesten Zeugen phrygischer Kunst sind die sogenannten Felsfassaden. Man hat an den senkrechten Felswänden, die in diesem Gebiet häufig anzutreffen sind, große Flächen geglättet und sie dann mit Reliefs resp. mit Meandermustern verziert. Entdeckt wurden diese Fassaden von Leake im Jahre 1800; wissenschaftlichen Arbeiten wurden sie aber erst durch die Untersuchungen von Ramsey, Reber, Perrot u. a. in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts zugänglich gemacht. Ihrem Schmuck nach zerfallen sie, wie schon gesagt, in 2 Klassen, in bildliche Fassaden und solche mit Quadratmustern. Die bildlichen Fassaden sind, wie sich aus stilkritischen Merkmalen ergibt, älter als die mit Quadratmustern. Ihr

Zweck war aller Wahrscheinlichkeit nach die äußere Verzierung von Königsgräbern. Über die Grabfrage selbst herrscht allerdings noch keine vollständige Einigkeit und wird dies weiter unten näher erörtert werden. Von den bildlichen Fassaden, die sich auf der Südwestseite des Türkmendag-Gebirges zwischen den beiden kleinen Dörfern Demirili und Ajasin befinden, ist die hauptsächlichste der Bojük Arslan Tasch. Neben ihm liegt dann das sogenannte zerbrochene Löwengrab. Etwas weiter nördlich, eine Meile südwestlich von der Bahnstation Düwer dann noch Arslankaja. Ferner wäre zu nennen



Abb. 3. Kaleh beim Dorf Funduk.

das Grab mit den beiden Stieren bei Japuldag und ein mit Löwen verziertes, leider recht zerstörtes bei der Midasstadt Jasilikaja im Doganludere.

Das älteste von diesen vorgenannten Gräbern ist wohl Bojükarslantasch. Aus dem Felsenrand eines ehemaligen Flußbettes springt ein mächtiger, über 10 m hoher Felsblock, der ungefähr ebenso breit ist, ins Tal hervor. Diesen Block hat man auf der Vorderfront und auf den beiden Seiten sowie oben derartig bear-

beitet, daß er fast einem ungeheuren Würfel gleicht (Abb. 4). In der Mitte dieses Würfels ist die Grabkammer angebracht, deren äußerer Zugang durch eine Tür gekennzeichnet ist, die im wesentlichen eine Imitation einer Tür in Holzkonstruktion ist. Denn die Wohnstätte des Toten sollte ja der des Lebenden gleichen. Rechts und links



Abb. 4. Bojük Arslantasch.

von dieser Tür liegen zwei kleine Löwen, die leider recht verwittert sind. Man kann aber noch deutlich erkennen, wie sie ihre Köpfe dem Beschauer zuwenden. Ähnliche Löwendarstellungen kennt man aus Paphlagonien. Die Türumrahmung selber dient einem mächtigen Phallus als Basis, der als Symbol der Fruchtbarkeit resp. der Unsterblichkeit über einem Grabe wohl angebracht ist. Das

Hauptaugenmerk ziehen nun aber zwei gewaltige Löwen auf sich, die rechts und links von diesem Phallus in aufgebäumter Stellung stehen und sich mit ihren Vorderpranken dabei auf die Ecken der Türumrahmung stützen. Ihre Rachen sind weit geöffnet, man kann noch deutlich die Eckzähne erkennen, sowie den Ansatz der drohend gesträubten Mähnen. Ebenso sind noch die Augen und die Details der Hinterpranken und die Schwänze deutlich erkennbar.

Leider hat die ganze Anlage einmal durch Erdbeben, das den ganzen Würfel in zwei Teile gespalten hat, erheblich gelitten, dann aber ist dieser Vorsprung des Felsens im Vergleich mit dem dahinter liegenden Plateau etwas niedriger und der sich dort ansammelnde Regen rinnt über die Fassade hinweg. Dadurch hat das Relief erheblich gelitten. Auch die Überwucherung mit allerlei Flechten und Moosen, die die Zeichnung verwischen und undeutlich machen, ist so zu erklären. Trotzdem aber macht gerade diese Fassade auf den Beschauer einen ganz gewaltigen Eindruck. Die, abgesehen von unwesentlichen anatomischen Fehlern realistisch dargestellten Löwen wirken überwältigend, und das muß in früherer Zeit, als das Ganze noch besser erhalten war, und die einzelnen Details durch Malerei, wie wir mit ziemlicher Sicherheit voraussetzen können, noch kräftiger wirkten, noch in weit größerem Maße der Fall gewesen sein. Die merkwürdige Stellung der Löwen zu beiden Seiten der Tür hat die Vermutung angeregt, daß zwischen dieser Darstellung und dem Löwentor von Mykene stilistische Beziehungen beständen. Die ältere archäologische Schule, die mit einer gewissen Voreingenommenheit immer alles auf griechischen Einfluß zurückführen möchte, hatte auch dieses Monument benutzt, um hier mitten in Kleinasien griechischen, besser mykenischen Einfluß konstatieren zu können. Ganz abgesehen davon, daß für die Mykenekultur selber wohl asiatischer Einfluß in hohem Grade maßgebend gewesen ist, kann man unmöglich zugeben, daß von Griechenland herüber das schwächliche Vorbild der Löwen von Mykene dieser geradezu grandiosen Skulptur als Vorbild gedient haben soll. Diese matten Tiere von Mykene machen den Eindruck von dressierten Zirkuslöwen, die sich in geschulter Pose auf einen Untersatz stellen müssen. Wie natürlich sind dagegen die Löwen von Bojuk Arslan Tasch, die wohl vermuten lassen, daß der Künstler, der dieses Denkmal schuf, nach lebenden Modellen gearbeitet hat. Das Runde der Form sowie die merkwürdige Art des Reliefs mit stark abgerundeten Rändern und noch viele andere stilkritische Details, deren einzelne Erörterung hier

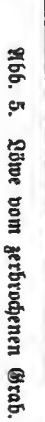
zu weit führen würde, lassen in diesem Werk starken hettitischen Einfluß vermuten, was ja auch mit der historischen Annahme, daß das Land, das wir heutzutage nach der römischen Bezeichnung Phrygien nennen, ehemals zu dem großen Staatenbunde der Hettiter gehörte. Hier bei Demirli hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach ein größeres Zentrum befunden; die geographische Beschaffenheit des Landes läßt diesen Schluß ohne weiteres zu, und größere Grabungen würden allem Anschein nach hier noch manches Interessante zutage fördern.

Dicht dabei liegt das zerbrochene Löwengrab. Der große Innenraum dieses Grabes war nicht geeignet, die Last des Felsens, der die natürliche Decke bildete, zu tragen; so ist denn wahrscheinlich in früherer Zeit bei einem Erdbeben das ganze Grab derartig zusammengestürzt, daß heute nur noch ein Haufen wirr durcheinanderliegender mächtiger Felsblöcke, an denen zum Teil Skulpturen sichtbar sind, davon übrig ist. Leider sind beim Zusammensturz einige dieser Stücke so unglücklich gefallen, daß sie gerade mit der bearbeiteten Seite auf den Boden gekehrt und so der Besichtigung entzogen sind. Den angestrengten Arbeiten Ramseys und Perrots ist es gelungen, diesen Innenraum zu rekonstruieren. An der Decke konnte man auf dem lebenden Stein gemeißelt die Imitation der Balken erkennen, die das „Dach" trugen. An den Seiten waren Bänke und eine Art Thron angebracht, auf denen wahrscheinlich die Leiche beigesetzt wurde. Über der inneren Eingangsöffnung befand sich das mächtige Haupt einer Gorgo, die rechts und links von zwei Kriegern mit geschwungener Lanze bedroht wurde. Leider ist gerade das Stück, das diese Darstellung trägt und äußerst wichtige Schlüsse zur stilistischen Kritik zulassen könnte, so unglücklich gefallen, daß man nur mit großer Mühe etwas Erde darunter ausschachten konnte, um es einigermassen besichtigen zu können. Doch ist das derartig mühsam und der Standpunkt des Beschauers unter dem Relief ist diesem so nahe, daß an eine wirkliche Festlegung desselben resp. bildliche Reproduktion vorläufig nicht zu denken ist. Ferner ist noch eine merkwürdige Säule im Innern erhalten, die am einen Ende der eben erwähnten Bänke angebracht war. Das palmettenförmige Kapitäl zeigt orientalischen Einfluß.

Von außen wurde das Grab mit einer Löwendarstellung verziert, von der vorläufig nur der Kopf und Hals des Löwen zu sehen sind. Derselbe befand sich wahrscheinlich in aufrechter Stellung und stützte sich mit einer Tatze, von der ein Fragment erhalten ist, auf irgendeinen Gegenstand, resp. ein Tier. Leider ist dieses

Fragment der Tatze das einzige, was nebst dem Kopf von der äußeren Darstellung noch erhalten ist. Alles übrige ist zu verwittert, um etwas genaueres darüber sagen zu können. Deutlich erkennbar aber ist der Kopf des Löwen, der vornüber gefallen ist, sodaß er mit Stirn, Nase und Oberkiefer den Boden berührt (Abb. 5). In starkem Relief ausgeführt zeigt er eine Stilisierung der Falten am oberen Teile des Rachens sowie um die Augen, ferner in der Schultermuskel und des Mähnenansatzes, sodaß wir ihn in dieselbe Klasse zu setzen haben, wie das Jagdrelief von Saktschegössu, das sich im Berliner Museum befindet und aus der spätesten Zeit hettitischer Kunst stammt, in welcher sie bereits stark mit assyrischer ver-




Abb. 5. Löwe vom zerbrochenen Grab.

quickt war. Interessant ist es noch, daß noch einige Spuren von rötlicher Farbe in dem tiefer gelegenen Teile des Reliefs erhalten sind. In dem kleinen Löckchen, mit denen die Mähne des Löwen im Nacken abschließt und die sich ebenso an der Gorgo im Innern befinden, zeigt es sich, daß innere und äußere Dekoration des Grabes aus gleicher Zeit stammen. Der Stil der ganzen Anlage weist auf die Zeit vor 800 und ist daher das zerbrochene Grab wohl als jüngste der bildlichen Fassaden zu betrachten.

Bedeutend älter dagegen ist das „Löwengrab von Jasilikaja"; am Südabhange des Felsplateaus, das man im allgemeinen mit Midasstadt zu bezeichnen pflegt, erhebt sich ein oben giebelförmig zulau-

sender Fels, entfernt an die Form eines Daches eines Bauernhauses erinnernd. An der Vorderseite befindet sich eine Tür, die in das Innere des Grabes führt; sie war unten wahrscheinlich breiter als oben. Es muß gleich vorweg bemerkt werden, daß die recht



Abb. 6. Detail des Löwengrabes von Jasilikaja.

interessante figürliche Darstellung dieses Grabes leider durch Verwitterung sehr stark gelitten hat und der untere Teil besonders die stärksten Spuren von Auswaschung und Verwitterung zeigt. Die Skulpturen selber sind zur Linken der Tür ein Löwe, Kopf, Hals, Leib und Hinterteil deutlich erkennbar, dagegen sind die Beine, be-

sonders die Hinterpranken, gänzlich zerstört. An der Westseite dieses dachförmigen Felsens ist noch eine merkwürdige Figur, ein Quadruped, sehr in die Länge gezogen, sodaß die vier Beine in gleichen Abständen unten am Bauche sichtbar sind. Er trägt einen Reiter, dessen eines Bein zwischen denen des Tieres deutlich erkennbar herabhängt[1] (Abb. 6). Auch ist noch die Brust und ein Teil der Rückenlinie des Reiters zu sehen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß derselbe einen länglichen Gegenstand, etwa eine Lanze schwang. An dem Reittier selber ist der Hals erkennbar und in schwachen Umrißlinien die Form des Kopfes, aus denen hervorgeht, daß auch hier ein Löwe dargestellt ist. Über diesem Reiter befinden sich dann noch zwei analoge Darstellungen, die aber nicht sehr deutlich erhalten sind. Das wenige, was wir hier noch von der Skulptur erkennen können, fällt dem Stile nach unter die Kategorie der hettitischen Kunst und hätten wir es demnach wohl mit der ältesten Darstellung eines Reiters zu tun. Daß es sich nicht um einen gewöhnlichen Reiter handelt, geht daraus hervor, daß das Reittier ein Löwe ist. Die auf ihm sichtbare Person ist also wohl als Gott zu betrachten, wie wir es denn von hettitischen Skulpturen wissen, daß man Götter sehr oft auf wilden Tieren, Löwen und Panthern stehen läßt. Der Löwe an der Tür selber, sowie dieser Gott, der seine Lanze (?) drohend schwingt, haben natürlich apotropäischen Zweck, jeden Störer des Grabes, der sich ihm unbefugt naht, abzuschrecken und so die Ruhe des Toten zu schützen, genau in derselben Weise, wie es die verschiedenen Löwen am Bojükarslantasch und ebenso auch am zerbrochenen Grabe tun sollen. Die spärlichen Reste einer phrygischen Inschrift, die man über diesem Grabe angebracht hat, stammen aus später Zeit: man kann die Inschriften auf den geometrischen Fassaden überhaupt nicht zur Datierung derselben heranziehen, weil sie alle nachweislich erst später angebracht worden sind, etwa bei einer Renovierung.

Bei dem kleinen Orte Japuldag, zwei Stunden westwärts von der Midasstadt, liegt eine kleine Kaleh mit einigen interessanten Gräbern, deren Fassaden zum Teil aus spätester Zeit stammen. Uns interessiert hier vor allem das sogenannte „Grab mit den

1) Professor Peiser machte mich darauf aufmerksam, daß die merkwürdige Art der Zeichnung event. auf Umrißzeichnung nach einem Schattenbild zurückzuführen sei, ein Mittel, das man in dieser primitiven Kunst zur Anwendung brachte.

Stieren". Der ungefähr 5 m breite Rand der Kaleh ist gangartig von 2 Kammern durchbohrt und mündet in eine Art Fenster nach dem steil abfallenden Felsrande zu. Dieses Fenster ist umrahmt, und über ihm eine Art Giebel in Flachrelief angebracht. In diesem Giebel befinden sich zwei sehr verwitterte Tierdarstellungen, die aber noch deutlich erkennen lassen, daß hier Höckerrinder gemeint sind, zu beiden Seiten eines Phallos. Die Darstellung, soweit erkennbar, trägt den Charakter hettitischer Skulpturen und ist der Phallos ähnlich dem, der bei der Besprechung des Bojükarslantasch erwähnt wurde. Wie dort die Löwen, so haben hier die Stiere apotropäische Bedeutung. Sie sollen den Störer des Grabes mit ihren drohend gerichteten Hörnern abhalten. Ähnliche Stierdarstellungen sind dann noch vorhanden am sogenannten Löwengrab vor der Akropolis von Kümbet, das wir hier allerdings nicht in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen, da es augenscheinlich einer sehr viel späteren Zeit, als der der uns hier interessierenden Fassaden, angehört. Rechter Hand jedoch vom Eingang des Grabes in Kümbet ist der Kopf und Höcker eines derartigen Stieres noch deutlich erkennbar. Eine ähnliche aber noch verwaschenere und wohl mit Absicht zerstörte Darstellung befindet sich in einer Grabgrotte auf der Stätte des alten Meros.

Ob bei diesen Stierdarstellungen, den einzigen mir bekannten in Phrygien, irgendwelche Beziehungen zu denen von Mykene vorhanden sind, ist bei der Lückenhaftigkeit des Materials nicht mit Sicherheit anzunehmen, gehört aber auch nicht in den Bereich der Unmöglichkeit und würde dadurch nur noch der apotropäische Charakter dieses in dem Mykenekultus wahrscheinlich heiligen Tieres mehr hervorgehoben sein. Frühere Forscher hat es gewundert, daß man hier gerade Höckerrinder abgebildet hat, weil man nicht wußte, daß in diesen Gegenden eine derartige Rasse existiert hat. Nach aufmerksamer Beobachtung hat man aber konstatieren können, daß die allerdings nicht häufig anzutreffenden Bullen des schiefergrauen Rindes der anatolischen Rasse diesen Höcker tragen. Bei Kühen und Ochsen findet er sich nicht vor.

Im Innern des Grabes von Japuldag ist noch die Decke zu erwähnen. Sie imitiert das Innere eines Holzhauses, ist giebelförmig und an der dem Fenster gegenüberliegenden Seite ist die Giebelstütze in Flachrelief dargestellt. Diese hat nun die Form eines äolischen Kapitells und bildet somit eine interessante Zwischenstation dieser Kunstentwickelung von den Küsten des ägäischen Meeres nach Mesopota-

mien herein. Einige jüngere Fassaden, die sich in der Nähe der eben geschilderten befinden, zeigen alle Merkmale einer späteren Kunst, die alle möglichen Dekorationsmotive durcheinander verwertet hat, und wird es fernerhin die Aufgabe des Forschers sein, noch einmal alle diese späten Fassaden genau festzulegen und stilkritisch zu prüfen.

Wie bei diesen Fassaden der Zweck des Grabes ganz klar und deutlich ausgesprochen war, da bei allen die Grabkammer deutlich sichtbar ist, so liegen die Verhältnisse wesentlich anders und sehr viel komplizierter bei den Fassaden mit Quadratmustern. Man nennt sie kurzweg so in der Kunstgeschichte, weil ihre Vorderfläche mit mäanderartigen Mustern verziert ist, die sich auf eine bestimmte quadratische Anordnung zurückführen lassen. Wenn zwar die bildlichen Fassaden in ihrem Innern wohl den Wohnraum des Toten darstellen sollten, als Nachahmung der Wohnung des Lebenden, ihr äußerer Schmuck aber rein apotropäischen Zweck hatte, liegen diese Verhältnisse lange nicht so klar und deutlich ersichtlich bei der anderen Klasse. Durch die Untersuchungen Rebers, besonders auf archäologischem Gebiete, ist festgestellt worden, daß die geometrischen Fassaden Holzhäuser darstellen. Sie zeigen deutlich zwei Pfosten, die den Giebel tragen und dieser ist in vielen Fällen mit nach innen gebogenen Akroteren versehen, wie auch noch heute z. B. manche Bauernhäuser in Norddeutschland oben zwei sich kreuzende Latten tragen, die in Pferdeköpfen enden. Die Pfosten nun und ebenso die Giebelbalken sind häufig mit Quadratmustern verziert und soll dies eine Imitation ausgestemmter Holzarbeit sein. Die Vorderfläche zwischen den Querpfosten und dem Giebel, die ein großes Quadrat bildet, ist bei einigen durch ein Mäandermuster verziert, das in jedem Fall noch besonders zu besprechen sein wird. Dieses Motiv kann von zwei Vorbildern abgeleitet werden: entweder vom Fachwerk, das mit Stemmarbeit künstlich verziert wurde, oder aber, was wahrscheinlicher ist, von textilen Motiven, indem man die offene Halle vorn durch Matten oder Teppiche verschloß, deren Muster sie ja auch entsprechen. Außerdem wird letztere Hypothese durch den Vergleich mit modernen Holzschnitzwerken der Bewohner dieser Gegenden, denen nach ihrer eigenen Aussage auch Teppichmuster zugrunde liegen, unterstützt[1].

1) Zeitschrift für Ethnologie 1905, Heft 1, S. 191, Abbildung 3.

Besonders bei zwei Fassaden, dem sogenannten Gordiosgrabe und bei der Fassade Arezastis, ist die Giebelkonstruktion vollkommen naturalistisch dargestellt, mit Luken, an denen noch die Riegel deutlich erkennbar sind. Vorn in der Fassade befindet sich meistens eine Scheintür, hinter ihr ist aber keine Grabkammer sichtbar; dieser Umstand hat Zweifel erregt, ob wir es hier auch tatsächlich mit Gräbern zu tun haben und nicht nur mit Kennotaphien oder mit Kultstätten. Nach der Beschreibung der einzelnen Fassaden werden wir auf diese Frage etwas näher eingehen und dann finden, daß es sich hier tatsächlich um Gräber handelt, vor denen allerdings auch Kulthandlungen vorgenommen worden sind. Doch war dies nur eine sekundäre Erscheinung.

Um das Auftauchen dieser neuen Form zu verstehen, müssen wir einen kleinen Abstecher nach Paphlagonien machen und die dortigen Fassaden in Erwägung ziehen, die einen großen Einfluß auf die phrygischen ausgeübt haben, was auch mit der rein historischen Tradition, die wir von diesen Völkern haben, nicht im Widerspruch steht.

In Paphlagonien finden sich nämlich Gräber, die aus einer oder mehreren Kammern bestehen, welche in den Felsen gemeißelt sind. An diesen sind ebenfalls noch in den lebenden Fels eingemeißelt, Vorhallen angebracht, die nach außen hin durch Säulen gestützt werden. Über diesen Säulen ist dann meistens an der äußeren Felsoberfläche als architektonischer Schmuck ein Giebel angebracht[1]. In diesen Giebel sind dann zur Verzierung noch Tierfiguren eingemeißelt. Diese Grabfassaden mit dahinter liegender Grabkammer sind natürlich auch Imitationen der Wohnungen des Lebenden und haben, wie der Giebel beweist, Beziehungen zur Holzarchitektur. Ähnliches findet sich auch auf einem assyrischen Relief aus Armenien, das die Erstürmung eines Tempels darstellt. Denn diese Gräber, die sich über diese ganze Gegend zerstreut vorfinden, wie auch in den Nachbargebieten und deren westlichstes im Pursaktale, nur wenige Meter von der östlichsten phrygischen Fassade, die mit Quadratmustern verziert ist, liegt, sind, da die ehemaligen Bewohner ja Hettiter waren, ohne Frage unter deren kulturellem Einflusse entstanden.

1) R. Leonhard, paphlagonische Denkmäler, Schles. Ges. f. vaterl. Kultur 80. Jahresbericht 1903.

Wir wissen nun nicht, welche Völkerströmungen oder welche politischen Einflüsse, welche Moden, kann man vielleicht sagen, diese Art der Fassaden in das phrygische Zentrum gebracht haben. Da, wie eben erwähnt, zwei dieser verschiedenen Fassaden direkt nebeneinander liegen, so ist eine genaue Grenze weder zeitlich noch örtlich zu ziehen. Es ist vielleicht nicht unmöglich, daß die Vorherrschaft von Chatti über die hettitischen Staaten zeitweilig auf die Völkerschaften übergegangen ist, deren politisches Zentrum zugleich das der bildlichen Fassaden war und daß man infolgedessen dann die politischen Vorgänger imitierte. Sei dem wie es sei, wir finden plötzlich in Phrygien Imitationen von großen Holzbauten als Grabfassaden verwendet. Es sind dies fünf Fassaden, die gleich der Reihe nach besprochen werden sollen.

Dem Alter nach ist wahrscheinlich Arslankaja die älteste, dann Maltasch, ferner das Midasgrab, die Fassade Arezastis und endlich, dicht beim Midasgrab am Nordabhange der Midasstadt das sogenannte Gordiosgrab, das unvollendet geblieben ist. Die Benennungen kommen her: Arslankaja, auf deutsch Löwenfels, ist wegen der Löwendarstellungen von den Türken so genannt worden; Maltasch, wörtlich übersetzt der Schatzstein, weil der dahinterliegende Schacht wohl zu Schatzgräbereien Veranlassung gegeben hat. Das Midasgrab und Arezastis hat man in der Kunstgeschichte so genannt, weil beide Namen in den an diesen Fassaden angebrachten Inschriften vorkommen. Die Bezeichnung Gordiosgrab ist eigentlich eine ganz willkürliche, gewissermaßen als Pendant zum Midasgrab, weil der Sage nach die phrygischen Könige abwechselnd Midas und Gordios hießen. Irgendeine faktische Begründung dafür liegt nicht vor.

Beginnen wir jetzt mit der Detailbeschreibung der einzelnen Fassaden: Arslankaja ist ein frei stehender Fels, der sich schroff aus der Ebene erhebt und schon von weitem her sichtbar ist (Abb. 7). Die Vorderfront ist mit einem Mäandermuster verziert, dessen System wegen der großen Verwitterung leider nicht mehr genau feststellbar ist. Seitlich ist dieses Mäandermuster von 2 Bändern hochkant gestellter Quadrate eingefaßt, die die Giebelpfosten darstellen sollen. Darüber befindet sich ein Giebel mit weit ausladendem hornförmig gebogenem Akroter, naturalistisch dargestellter Giebelstütze und zu beiden Seiten derselben 2 Sphingen, genau in derselben Art, wie sie in Paphlagonien an einem Giebel vorkommen. Die Tür ist der des Holzhauses nachgebildet, hinter dem Türrahmen sehen wir

noch deutlich Vorrichtungen angebracht, alles natürlich in Steinimitation, in denen sich die nach innen zurückgeschlagenen Türflügel scheinbar bewegen konnten. Zwischen den zurückgeschlagenen Flügeln



Abb. 7. Arslankaja.

ist eine Nische; in dieser in ziemlich hohem Profil eine weibliche Gottheit, die Göttin Kybele. Rechts und links bäumen zwei Löwen auf und krönen die Göttin mit einem schwer erkennbaren Gegen-

stand, einer Krone oder einer Mondscheibe. Linker Hand ist an dem von Natur fast 4kantigen Felsen ein Quadruped dargestellt, das leider sehr verwittert ist, ursprünglich einen Greifen darstellen sollte und mit dem Gesicht dem Beschauer, der sich vor der Fassade



Abb. 8. Der große Löwe von Arslankaja.

befindet, zugekehrt ist. Rechter Hand ein großer aufgerichteter Löwe, dessen Vorderpranken, Leib und Hinterpranken deutlicher erkennbar sind und der stilistisch große Ähnlichkeit mit den Löwen des Bojükarslan-tasch hat, ja man kann sagen, diesen fast völlig gleicht (Abb. 8).

Wie erklärt sich nun diese Mischung von Holzhaus und figürlicher Darstellung? Aus verschiedenen Gründen kann man annehmen, daß die figürlichen Darstellungen und die Mäandermuster nicht gleichzeitig entstanden sind, aber dies könnte möglicherweise doch der Fall und das Mäandermuster nur nicht ganz vollendet sein. Die plausibelste Erklärung ist die, daß man hier in Anlehnung an Paphlagonien zum ersten Mal ein Holzhaus imitieren wollte. Der reicher entwickelten Holzarchitektur Phrygiens entsprach es dann wohl, daß man in getreuer Imitation der Wirklichkeit wie bei reich verzierten und ausgestatteten Holzbauten dem Mäandermuster noch kleine Quadrate hinzufügte. Das genügte aber dem phrygischen Geschmack nicht, man war zu sehr an apotropäische Darstellungen gewöhnt, um sie ganz entbehren zu können und deshalb verwandelte man die offene Scheintür in ein Naos der Göttin, brachte rechts und links von der Fassade noch Tiere an, die den Schänder derselben abschrecken sollten. Mit einem Wort: das Hauptmotiv war, durch Beibehaltung der apotropäischen Darstellungen eine möglichst große Unverletzbarkeit der ganzen Anlage zu garantieren [1].

Stilistisch am nächsten steht dann zu dem eben geschilderten Arslankaja die Fassade Maltasch (Abb. 9). Leider kann man nur den oberen Teil dieser Fassade erkennen, da der untere im Laufe der Jahrtausende durch angeschwemmtes Erdreich verdeckt ist. Ob eine Freilegung wesentlich von Nutzen sein wird, ist fraglich, denn man weiß erfahrungsgemäß, daß in diesen Gegenden die Reliefs, die der Erdfeuchtigkeit ausgesetzt sind, viel leichter verwittern als der freiliegende Fels, der sich im Gegenteil durch den Einfluß der Luft verhärtet.

Maltasch zeigt im wesentlichen zwei Giebelpfosten, die den Giebel tragen. Die quadratischen Flächen zwischen diesen beiden sind mit Mäandermuster gefüllt, welches wiederum selbst durch kleine Quadrate noch besonders verziert ist. An beiden Giebelschrägen sind kleine hochkant gestellte Quadrate, wohl eine Stilisierung der Dachfetten, angebracht, darüber ebenfalls stilisierte Darstellungen eines dicken Erdbelags. Die Giebelstütze ist ebenfalls durch ein Quadratmuster verziert. Der Teil, an dem sich das Akroter befunden haben könnte, ist leider fortgebrochen, doch können wir mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß keins vorhanden war. Linker Hand sieht man die Reste einer kurzen Inschrift. Hinter der Fassade ist

1) Selbstverständlich handelt es sich hier bei dem leider geringen Vergleichsmaterial in diesen Erklärungen um ein ὧν ἂν γένοιτο und um keine feststehenden Tatsachen.

ein Schacht angelegt, auf den wir noch ausführlich zu sprechen kommen werden.

Daran schließt sich das Midasgrab, die imposanteste aller Fassaden



Abb. 9. Maltasch.

(Abb. 19). Schon von weitem leuchtet sie majestätisch dem Beschauer entgegen und ist in ihrem Mittelfeld trotz der Jahrtausende, die darüber hingezogen sind, noch vortrefflich erhalten. Leider hat dann der obere Teil durch Erdbeben und Witterungseinflüsse stark ge-

litten. Wie bei den anderen Fassaden wird auch hier der Giebel durch kräftig gearbeitete Pfosten getragen. Er endet in einen leider verwitterten Akroter und ist ebenso wie die Pfosten in reichster Weise durch hochkant gestellte Quadratmuster verziert. Das Mittelfeld, das einige Zentimeter tiefer als die Umrahmung liegt, die dadurch besonders plastisch wirkt, ist in 9 große Quadrate eingeteilt, die ihrerseits wieder durch Kreuze und Punkte gegliedert sind und so ein äußerst reiches und dekorativ prächtiges Mäandermuster bilden. In der Mitte unten befindet sich die Scheintür, Imitation einer Holztür, die blind endigt. Da wir auch hier allen Grund haben anzunehmen, daß diese Fassade einst bemalt war[1], so kann man sich den äußerst reichen und prächtigen Eindruck derselben vor der Verwitterung vorstellen. Am rechten Pfosten sowie oberhalb der linken Giebelschräge sind Inschriften angebracht, die ungefähr den Sinn haben, daß sich hier das Grab des Midas befindet. Rechter Hand von dieser Felsfassade, die man eher einer gigantischen Grabstele vergleichen könnte, ist dann ein Felsen, ungefähr ebenso hoch wie der, in den die Fassade eingemeißelt ist. In diesem ist ein Saal gehauen, in dessen Boden dann senkrecht ein rechteckiger Schacht hineingetrieben wurde. In diesen mündet links an der Sohle ein seitlicher Gang; beide sind jedoch zum Teil verschüttet und mit verdorbener Luft angefüllt, sodaß eine genaue Untersuchung bis jetzt noch nicht möglich war; über den Zweck dieser Anlage weiter unten.



Abb. 10. Das Midasgrab.

Dicht beim Midasgrab liegt dann im Falkentale die Fassade

1) Durch chemische Untersuchungen wird diese Annahme bestätigt.

Azerastis (Abb. 11). Die Konstruktion ist ähnlich der des Midasgrabes, nur mit dem Unterschied, daß die Dekoration der Pfosten, die den



Abb. 11. Arezastis.

Giebel tragen, noch sorgfältiger als dort ausgeführt ist. Ferner ist das Mittelfeld glatt gelassen und wir können annehmen, daß hier das Mäandermuster durch Malerei ersetzt war. Im übrigen



Abb. 12. Gordiosgrab.

ist die ganze Anlage bedeutend kleiner und lange nicht von der imposanten Schönheit des Midasgrabes. Zu erwähnen wären noch zwei Luken mit Querriegeln, die sich in dem durch eine Stütze in

zwei Teile geteilten Mittelfeld befinden, ebenso zwei Rosetten an den Seiten dieser Luken, die in ihrer Art eine getreue Imitation des wirklichen Holzbaues sind und die noch heute, wie Benndorf beobachtet hat, bei modernen Holzbauten vorkommen. Über, um und auf der Fassade sind zahlreiche Inschriften, in denen mehrere Male das Wort „Mater" vorkommt; eine befriedigende Deutung ist noch nicht gefunden worden.

Die letzte der 5 großen Fassaden ist dann das Gordiosgrab, wie schon erwähnt, am Nordabhange der Midasstadt gelegen (Abb. 12). Die Giebelkonstruktion und die der Pfosten schließt sich eng an Arezastis an; die gleichen Dachluken und Rosetten sind auch hier vorhanden, neu ist nur, daß zwischen Giebelbasis und diesem selbst noch ein Querband eingeschaltet ist, das durch Knospen und Palmetten abwechselnd verziert ist. Die Fassade ist unvollständig, denn dort, wo eigentlich erst die Mitte des Mittelfeldes hätte sein sollen, hört die Bearbeitung auf und beginnt der rohe Fels. Daraus können wir die Anfertigung dieser Fassade ableiten, nämlich, daß man nicht zuerst eine Fläche glättete und diese dann durch Reliefs verzierte, sondern wohl gleich mit den Detailverzierungen begonnen hat. Das kleine noch vom Mittelfeld vorhandene Stück zeigt keinerlei Bearbeitung und war wohl auch wie bei Arezastis durch Malerei ergänzt. Die Umrahmung des Mittelfeldes zeigt dieselben Motive wie Arezastis. Sie werden deshalb zeitlich nicht zu weit von einander entfernt liegen. Links unterhalb dieser großen Fassade ist dann noch eine kleine, etwas über $2^1/_2$ m hohe eingemeißelt; auf die Beziehungen beider zu einander einzugehen, ist hier nicht der Ort.

Endlich sind noch zwei kleinere Fassaden zu erwähnen. Bei der ersteren derselben, dem sogenannten Hausgrab bei dem Dorfe Bakschisch, hat man sich nicht nur begnügt, die Vorderfront eines Hauses zu kopieren, sondern man hat das ganze Haus aus dem lebenden Fels selber herausgearbeitet (Abb. 13). Es besteht im wesentlichen aus einem schön ausgearbeiteten Giebel mit Giebelstütze und naturalistisch nachgemachter Lehmschicht auf dem Dach. Die Vorderfront zeigt die Imitation reicher Holzschnitzerei als Umrahmung einer Scheintür, die sich in einer Nische befindet. Das Hauptinteresse liegt an dem Schacht, der im Dache oben beginnt und sich bis hinter die Scheintür fortsetzt; doch darüber weiter unten.

Die letzten der kleinen Fassaden nun endlich liegt, wie schon oben erwähnt, unfern der Bahnstation Götschekissik. Leider

ist bei ihr durch Abbröckeln der Oberfläche des Felsens nur noch der obere Teil erhalten und der Rest einer Nische. Sie hat nichts



Abb. 13. Hausgrab bei Dorf Bakschisch.

mehr von der imponierenden Großartigkeit der anderen Fassaden und leitet so zu einigen ganz winzig kleinen Fassaden über, die wahrscheinlich Kenotaphien waren.

Nun noch einige Worte über den Zweck der Fassaden. Wenn bei denen mit Bilderschmuck der Zweck als Gräber durch die offen liegende Grabkammer vollkommen ersichtlich ist, so ist das bei der zweiten Klasse, bei denen mit Mäandermuster, nicht so der Fall und darum hat man diese als reine Kultstätten erklären wollen, als Imitation von Tempeln. Die Tür sollte gewissermaßen den Eingang zur Cella bedeuten, in dem dann, wie bei Arslankaja die Gottheit gedacht war, der man vor der Fassade seine Opfer darbrachte. Diese eigentlich nur von Körte verfochtene Theorie hat dann den Grund gegen sich, daß wir von zwei Fassaden, nämlich von Maltasch und dem Hausgrab bei Bakschisch, wissen, daß sich hinter der Fassade Grabschächte befinden. Körte sucht diese als Opferschächte zu erklären, zur Zelebrierung der Bluttaufe, wie sie im 2. Jahrhundert n. Chr. in Rom gefeiert wurde, als Einführungszeremonie in den Mytrasdienst. Das ist natürlich viel zu spät, um irgendwie für uns hier in Betracht zu kommen. Dagegen ist einzuwenden, daß diese Fassaden mit Steindeckeln verschließbar waren und daß sie deshalb von Schatzräubern ersichtlicher Weise erbrochen wurden. Wären es tatsächlich nur Opferschächte gewesen, so hätten sich darin keine Kostbarkeiten befunden, die die Plünderer dieses Grabes zu dieser mühseligen Arbeit veranlaßt haben würden.

Bei dem kleinen Hausgrab bei Bakschisch ist nun allerdings die Sohle des Schachtes nicht groß genug, um einen Toten in ausgestreckter Lage dort zu bestatten. Es gibt eine spätere Notiz bei Nicolaus von Damaskus, die mit großer Wahrscheinlichkeit darauf schließen läßt, daß in Phrygien eine besondere Bestattungsart Gebrauch war. Die merkwürdigen Sitze im zerbrochenen Löwengrab sprechen auch hierfür. Nimmt man nun aber die besondere Bestattung eines Toten in sitzender Stellung an, etwa auf einem Thronos sitzend, so würden die Dimensionen für diese Annahme ausgezeichnet passen. Da man nun aber aus apotropäischen Motiven, sei es nun Relief, sei es wie angenommen in Malerei, die Nischen der geometrischen Fassaden mit einem Kybele-Bild schmückte, da ferner nach dynastischen Grundsätzen des alten Orients es ganz selbstverständlich war, daß der Herrscher, der schon zu Lebzeiten eine Inkarnation der Gottheit war, bei seinem Tode dementsprechend verehrt und heroisiert wurde, so ist es keineswegs ausgeschlossen, daß man diese Fassaden auch als Kultstätten benutzte, vor denen man der großen Göttermutter und dem Gott-Herrscher Opfer darbrachte. Das war aber nur der sekundäre, ab-

geleitete Zweck; der Hauptzweck war und blieb das Begräbnis. Beim Midasgrab (Abb. 14) ist diese Frage leider noch nicht gelöst, da sie mit großen technischen Schwierigkeiten verbunden ist. Jedoch läßt der Befund dieselben Schlüsse zu wie bei den anderen Fassaden.

Außerdem sind in Phrygien eine Anzahl kleiner Funde gemacht worden, vor allem einige merkwürdige Skulpturen — ronde bosse — wie der sogenannte Widder von Kymbet, der sich jetzt im Museum von Konstantinopel befindet und andere mehr. Sie alle verraten übereinstimmend den Einfluß hettitischer Kultur, wenn natürlich auch durch lokale Entwickelung modifiziert. Interessant vor allem ist der zerschlagene Torso einer großen Gewandstatue, der sich am Fuße der Miedasstadt befindet und der in seiner Machart an die

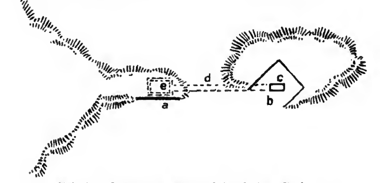


Abb. 14. Schematischer Grundriß des Midas-„Grabes".
a Fassade, b „Saal", c Schachtöffnung, d mutmaßlicher Gang, e Kammer.

alten Statuen von Mesepotamien erinnert. An kleinen Funden sind nur noch einige Bronzen- usw. Sachen (vgl. Abb. 15) entdeckt und dieses geringe Ergebnis hängt hauptsächlich damit zusammen, daß noch keine wirklich systematische Grabungen in der Gegend der phrygischen Hauptzentren irgendwie gemacht wurden. Es würde mit Bestimmtheit zu erwarten sein, daß diese Grabungen, wenn auch nicht zu äußerlich sehr glänzenden, so doch zu wissenschaftlich recht interessanten Resultaten führen würden, die die noch schwebenden Fragen phrygischer Archäologie um ein ganzes Stück ihrer Lösung näher bringen würden. Ich erinnere nur an den Tumulus von Beykeui, der nur wenige km von den bildlichen Fassaden (Bojükarslantasch, zerbrochenes Löwengrab usw.) entfernt liegt und in dem Ramsey nach ganz oberflächlicher Grabung eine hettitische Inschrift fand, die

wiederum zur Evidenz beweist, daß wir es hier eben in dieser Gegend mit einer Provinz, möchte man wohl sagen, hettitischer Kultur zu tun haben.

Zum Schluß also noch einmal zusammengefaßt: Phrygien in starker kultureller und wohl auch politischer Abhängigkeit von den Hauptzentren der Chatti hat auf der Basis dieser Kultur stehend dieselbe in mancher Beziehung erweitert, vervollkommnet, verschönert und so vor allem die einzig dastehende Form der geometrischen Felsfassaden geschaffen. Da die Anfertigung derselben, etwa um das Jahr 1000 v. Chr., wie sich aus dieser Datierung ergibt, unmöglich unter griechischem Einfluß stehen konnte, so müssen wir also umgekehrt annehmen, daß die Ausgestaltung dieser Form des Giebelbaues bis nach Griechenland hinüber gewirkt hat und wir werden aller Wahrscheinlichkeit nach zur Lösung der noch schwebenden Frage nach Grabung und Bearbeitung der einzelnen Probleme zu dem Schluß kommen müssen, daß wir die wunderbaren Gesetze der Harmonie, die wir im Parthenon oder sonstigen griechischen Tempeln bewundern, nicht entwickelungsgeschichtlich verstehen können, wenn wir nicht auch die phrygischen Felsfassaden in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen.

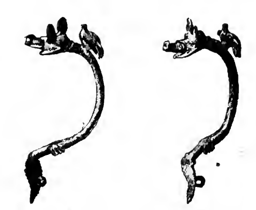
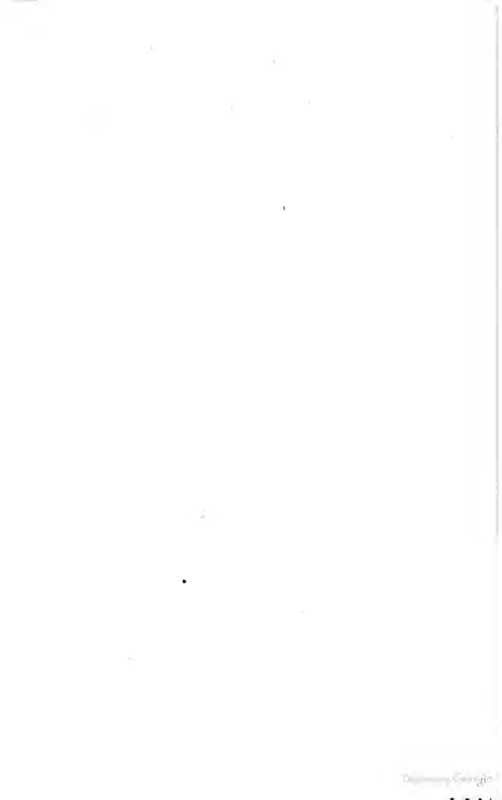


Abb. 15. Vasenhenkel aus Bronze von Jasilikaja.



Wissenschaftliche Veröffentlichungen
der Deutschen Orient-Gesellschaft.

Soeben erschien:

Das Grabdenkmal des Königs Ne-user-re' von Ludwig Borchardt. Gr. 4°. Mit 143 Abbildungen im Text, 24 schwarzen und 4 farbigen Blättern. 1907. M. 60 —; in Leinen geb. M. 64 —
Für Mitglieder der D. O.-G. M. 48 —; in Leinen geb. M. 52 —

Für die ägyptische Bau- und Kunstgeschichte wird sich dieses Buch als von grundlegender Bedeutung erweisen. Neue Anschauungen über die Grabdenkmäler der Könige des alten Reiches werden an der Hand zahlreicher architektonischer und photographischer Aufnahmen des in den dreijährigen Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft bei Abusir gewonnenen Materials belegt. Rekonstruktionen des ganzen Pyramidenfeldes und der einzelnen wichtigeren Bauten machen die Hauptresultate allgemein verständlich.

Zuletzt erschienen vorher:

Die Inschriften Nebukadnezars II. im Wâdī Brîsā und am Nahr el-Kelb. Herausgegeben, umschrieben, übersetzt und erklärt von F. H. Weissbach. Gr. 4°. Mit 6 Lichtdrucken, 5 Textabbildungen und 40 autographischen Tafeln. 1906. M. 20 —
Für Mitglieder der D.O.-G. M. 15 —

Griechische Holzsarkophage aus der Zeit Alexanders d. Gr. Von Carl Watzinger. Gr. 4°. Mit 3 Chromotafeln, 1 farbigem Plan und 135 Abbildungen im Text. 1905.
M. 35 —; in Leinen geb. M. 37.50
Für Mitglieder der D.O.-G. M. 30 —; in Leinen geb. M. 32.50

Ein sehr vielseitig interessantes Kapitel der antiken Kunstgeschichte, vornehmlich des Kunstgewerbes wird hier der Öffentlichkeit übergeben. Im Anschluss an eine Beschreibung des bei den Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft aufgedeckten Griechenfriedhofs bei Abusir (Ägypten) wird eine Darstellung der Bestattungsweise im vierten vorchristlichen Jahrhundert und insbesondere eine eingehende Untersuchung der in vortrefflicher Erhaltung wiedergefundenen Särge aus Holz gegeben. Durch Ausdehnung auf das gesamte sonstige bis jetzt gefundene einschlägige Material, das bisher jetzt nur unvollkommen bekannt ist, wird die Arbeit zu allgemeiner Bedeutung geführt. Zum ersten Male werden Technik und Dekoration dieser Denkmäler ausführlich erläutert. Das dekorative Ornament erhält eine seltene Förderung und die gerade in ihrer Einfachheit besonders wirksame Farbengebung spricht auch zu jedem nur irgend für Kunst sich interessierenden Laien eine so beredte Sprache, dass es gewiss gerechtfertigt war, Proben hiervon in der denkbar vollendetsten Weise zu reproduzieren, wenn auch die Kosten dieser Farbtafeln den gesamten Druckkosten fast gleichkamen. Im Vorwort heisst es u. a.:

„Bei der Bearbeitung der bei den Grabungen der D.O.-G. in Abusir gemachten Funde aus griechischer Zeit — mit Ausnahme des bereits herausgegebenen Timotheuspapyrus — ergab sich die Notwendigkeit, eine zusammenfassende Bearbeitung der gleichzeitigen, hauptsächlich in Südrussland zu Tage gekommenen Holzsärge zu verbinden, weil erst dadurch sich die neuen ägyptischen Funde in ihren historischen Zusammenhang einreihen lassen."

Jeremias, Priv.-Doz., Lic. Dr. Alfred, in Leipzig: **Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients.** Handbuch zur biblisch-orientalischen Altertumskunde. Mit einer vollständigen Darstellung des altchristlichen Weltbildes sowie 216 Abbildungen und 2 Karten. Gr. 8⁰. (XVI u. 624 S.) Zweite, neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage. 1906.

M. 10 —; in Leinen geb. M. 11 —

Bei der Neuauflage des in anderthalb Jahren ausverkauften Buches sind die einleitenden Kapitel über die altorientalische Lehre und das altorientalische Weltbild zu einer abgerundeten Darstellung der babylonischen Weltanschauung ausgestaltet worden, jetzt 158 (gegen 66) Seiten mit 63 (gegen 31) Abbildungen. Völlig neu ist u. a. das Kapitel über Stiftshütte und Bundeslade. Der Inhalt des Buches ist bei Beachtung sparsameren Druckes fast auf das Doppelte angewachsen. Der schon bei der ersten Auflage äusserst mässige Preis stellt sich im Verhältnis jetzt noch niedriger: auf den Bogen entfallen noch nicht ganz 25 Pfg.

Wochenschrift für klassische Philologie (1907, Nr. 4):

„Jeremias steht seit laugen Jahren in der babylonischen Forschung, er gehört zu den ganz wenigen Kanzelrednern, die sich auf ihre wissenschaftliche Pflicht besinnen und den Zusammenhang der altorientalischen Kultur als Ganzes begreifen. Das kann ihm nicht hoch genug augerechnet werden. Die Assyriologie sowie die Theologie, und zwar die alt- wie die neutestamentliche, verdanken ihm ganz ungewöhnliche Förderuugen. Da er streng theologische Bildung mit eiudringender Keuntnis des babylonisch-assyrischen Schrifttums verbindet, ist er freilich dazu prädestiniert . . . . . Wertvoll sind die vielen Illustrationen, die Jeremias beigegeben hat und die z. T. nach Denkmälern, die sich nur in seinem Besitz befinden, hergestellt sind."

Winckler, Dr. Hugo, Professor an der Universität Berlin: **Auszug aus der Vorderasiatischen Geschichte.** Gr. 8⁰. (IV, 86 S.) 1905. M. 3 —; in Leinen geb. M. 3.50

(Hülfsbücher zur Kunde des Alten Orieuts. II.)

Prof. Dr. **A. Wiedemann,** Bonn, in der **Deutschen Literaturzeitung** (1905, Nr. 51):

„Das von Winckler begründete Unternehmen, dessen zweiter Band dieser Auszug bildet, soll über geschichtliche, kulturgeschichtliche und sprachliche Gebiete des Alten Orients Übersichten geben, die beim Unterricht und Selbststudium zugrunde gelegt werden können. Von diesem Gesichtspunkt aus behandelt das Bnch die Geschichte des asiatischen Orients mit Ausschluss der Israeliten vom Beginne unserer Kenntnisse an bis auf Cyrus . . . . . . Nach einer kurzen Einleitung, die der Sumerer und der Semiten im allgemeinen gedenkt, folgen in der Darstellung Babylonien, Assyrien, Elam, Syrien und die Hethiter, Phönizien, Arabien und das Mittelmeer in ihren Beziehungen zu Babylonien und Assyrien, Medien. Der Besprechung eines jeden Volkes ist eiue kurze geographische Skizze vorangeschickt, die Anfführung der gut ausgewählten und zuverlässig wiedergegebenen politischen Ereignisse ist streng chronologisch geordnet. . . . . Eine nutzbringende Schrift!"

Allgemeine Zeitung, München, Wissenschaftliche Beilage (1905, Nr. 186):

„Das Buch ist ein unübertreffliches Hilfsmittel für den Gebrauch in Vorlesungen und eine nie versagende Stütze für das Selbststudium. Dazu kommt, dass es gegenwärtig die einzige Darstellung der Tatsachen der alten Geschichte Vorderasiens ist, welche die neueren Materialien und Forschungsresultate verwertet."

Im Herbst 1906 erschien ferner von Professor Winckler:

Religionsgeschichtler und geschichtlicher Orient. Eine Prüfung der Voraussetzungen der „religionsgeschichtlichen" Betrachtung des Alten Testaments und der Wellhausen'schen Schule. Im Anschluss an K. Marti's „Die Religion des AT unter den Religionen des vorderen Orients, zugleich Einführung in den kurzen Hand-Commentar zum AT." (64 S.) Gr. 8⁰. 1906. M. — 50

Druck von Hartmann & Wolf in Leipzig.

9. Jahrgang | Der Alte Orient | Heft 3/4

Gemeinverständliche Darstellungen
herausgegeben von der
Vorderasiatischen Gesellschaft (E. V.)

Preis des Jahrganges (4 Hefte) 2 M., geb. 3 M.

Einzelpreis jedes Heftes 60 Pfennig

Der
Zagros und seine Völker

Eine archäologisch-ethnographische Skizze

Von

Dr. Georg Hüsing

Mit 3 Kartenskizzen und 35 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1908

Die Vorderasiatische Gesellschaft (E. V.)

mit dem Sitz in Berlin

bezweckt die Förderung der vorderasiatischen Studien auf Grund der Denkmäler. Sie gibt wissenschaftliche Arbeiten ihrer Mitglieder in zwanglosen Heften als „Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft" und gemeinverständliche Darstellungen vierteljährlich unter dem Titel „Der Alte Orient" heraus. Ferner will die Gesellschaft die Beschaffung neuen Materials anregen und unterstützen. Die Gesellschaft zählt gegenwärtig 467 Mitglieder.

Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 10 Mark, wofür die „Mitteilungen" (sonst 15 M.) und „Der Alte Orient" (sonst 2 M.) geliefert werden. — Aufnahme als Mitglied erfolgt auf einfache Anmeldung beim Schriftführer durch den Vorstand; — Zahlung der Beiträge hat im Januar an Wolf Peiser Verlag, Berlin S. 42, Brandenburgstrasse 11, zu erfolgen.

Der Vorstand besteht z. Zt. aus: Prof. Dr. F. von Luschan, 1. Vorsitzender, Friedenau b. Berlin, Begasstr. 9, Prof. Dr. M. Hartmann, 2. Vorsitzender, Hermsdorf (Mark), Dr. L. Messerschmidt, Schriftführer, Berlin N. 58, Schönhauser Allee 158c, Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf, Prof. Dr. Br. Meissner, Breslau, Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Dr. E. F. Peiser, Königsberg, Dr. Freih. von Bissing, München. — Herausgeber der „Mitteilungen": Prof. Dr. H. Winckler, Wilmersdorf b. Berlin, Bingerstr. 80, des „Alten Orient": Derselbe und Lic. Dr. Alfr. Jeremias, Leipzig, Hauptmannstrasse 3.

Inhalt der bisher erschienenen Hefte des „Alten Orient" (Preis 60 Pf.):

Titel	Verfasser	Nr.
Ägypter als Krieger und Eroberer in Asien. (7 Abb.) 1903.	Von W. M. Müller.	5,1
Altbabylonisches Recht. Mit 1 Abbildung. 1905.	Von B. Meissner.	7,1
Amarna-Zeit. 2. Aufl. 1903.	Von C. Niebuhr.	1,2
Arabien vor dem Islam. 2. Aufl. 1904.	Von O. Weber.	3,1
Aramäer. 1902.	Von A. Sanda.	4,3
Äthiopien. Mit 1 Abb. 1904.	Von W. M. Müller.	6,2
Babylonische Hymnen und Gebete. 1905.	Von H. Zimmern.	7,3
Dämonenbeschwörung bei d. Babyloniern u. Assyrern. 1906.	Von O. Weber.	7,4
Entzifferung der Keilschrift. Mit 3 Abb. 1903.	Von L. Messerschmidt.	5,2
Euphratländer und das Mittelmeer. Mit 3 Abb. 1905.	Von H. Winckler.	7,2
Festungsbau im Alten Orient. Mit 15 Abb. 2. Aufl. 1903.	Von A. Billerbeck.	1,4
Forschungsreisen i. Süd-Arabien. Mit 3 Kartensk. u. 4 Abb. 1907.	Von O. Weber.	8,4
Geschichte der Stadt Babylon. 1904.	Von H. Winckler.	6,1
Hammurabi. Sein Land und seine Zeit. Mit 3 Abb. 1907.	Von F. Ulmer.	9,1
Hammurabis Gesetze. Mit 1 Abb. 4. erweit. Aufl. 1906.	Von H. Winckler.	4,4
Hettiter. Mit 9 Abb. 2. erweit. Aufl. 1903.	Von L. Messerschmidt.	4,1
Himmels- u. Weltenbild d. Babyl. 2. erweit. Aufl. (2 Abb.) 1903.	Von H. Winckler.	3,2/3
Hölle u. Paradies bei d. Babyloniern. 2. erweit. Aufl. 1903.	Von A. Jeremias.	1,3
Keilschriftmedizin in Parallelen. 2. Aufl. (1 Schriftt.) 1904.	Von Freih. v. Oefele.	4,2
Magie und Zauberei im alten Ägypten. 1905.	Von A. Wiedemann.	6,4
Ninives Wiederentdeckung. 1903.	Von R. Zehnpfund.	5,3
Phönizier. 2. Aufl. 1903.	Von W. v. Landau.	2,4
Phönizische Inschriften. 1907.	Von W. v. Landau.	8,3
Phrygien. Mit 15 Abb. 1907.	Von E. Brandenburg.	9,2
Polit. Entwicklung Babylon. u. Assyriens. 2. erw. Aufl. 1903.	Von H. Winckler.	2,1
Sanherib, König von Assyrien. 1905.	Von O. Weber.	6,3
Schrift u. Sprache d. alten Ägypter. Mit 3 Abb. 1907.	Von W. Spiegelberg.	8,2
Stadtbild von Babylon. Mit 1 Abb. u. 2 Plänen. 1904.	Von F. H. Weissbach.	5,4
Tote u. Toten-Reiche i. Glaub. d. a. Ägypter. 2. Aufl. 1902.	Von A. Wiedemann.	2,2
Unterhaltungsliteratur d. alten Ägypter. 2. Aufl. 1903.	Von A. Wiedemann.	3,4
Urgeschichte, Biblische u. babylon. 3. veränd. Aufl. 1903.	Von H. Zimmern.	2,3
Völker Vorderasiens. 2. Aufl. 1903.	Von H. Winckler.	1,1
Weltschöpfung, Babylonische. Mit 1 Abb. 1906.	Von H. Winckler.	8,1
Der Zagros u. seine Völker. Mit 3 Kartensk. u. 35 Abb. 1908.	Von G. Hüsing.	9,3/4

Der Zagros und seine Völker

Eine archäologisch-ethnographische Skizze

Von

Dr. Georg Hüsing

Mit 3 Kartenskizzen und 35 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1908

Der Alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

9. Jahrgang, Heft 3/4.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, stets nach Jahrgang, Heft, Auflage und Seitenzahl zu zitieren, also z. B.: AO. IV, 2² S. 15.

Der dunklere Streifen, der heute auf der politischen Karte die Türkei von Persien trennt, bleibt mit geringer Verschiebung auch bestehen, wenn wir die rein physikalische Karte vornehmen. Ein von Nordwesten südöstlich laufender Gebirgsstock aus mehreren parallelen Ketten bildet eine natürliche Staatenscheide, die, wie alle ihresgleichen, oft genug durchbrochen worden ist, aber immer wieder sich als Grenze zur Geltung gebracht hat.

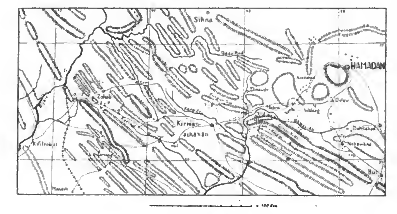
Mit einiger Schüchternheit nennt unsere Erdkunde dieses Gebirge den Zagros, soweit sie es überhaupt erwähnt, dann aber auch ziemlich übereinstimmend. Auf den Karten läßt man den Namen gern aus. Daher muß wohl jeder Schüler die „Suleimankette" lernen, deren Kenntnis er im Leben nie wieder zu brauchen pflegt, die Erinnerung an das persisch-türkische Grenzgebirge aber erlischt gar bald mit dem Namen Zagros, den die Karte nicht festhält und mit dem in der Beschreibung die wenig geeignete Konkurrenzbezeichnung „Berglandschaft von Kurdistan" im gleichen Buche abzuwechseln pflegt. Da es Berggipfel von der Höhe derer des Zagros in Europa überhaupt nicht gibt[1], so weckt der Ausdruck „Berglandschaft" jedenfalls nur höchst unzutreffende Begriffe.

Den Namen Zagros haben wir von den Griechen übernommen, wissen nicht, von wannen er stammt, noch was er bedeute. Doch ist es nicht schwer, so ziemlich aus jeder beliebigen Sprache, z. B. aus dem Sanskrit oder dem Iranischen, aus dem Assyrischen oder Griechischen, aber auch aus dem Deutschen, eine Ableitung und Erklärung zu finden, die — nicht jeden befriedigt. Den meisten Anspruch hätte wohl noch das Assyrisch-babylonische, aus dem die Griechen den Namen jedenfalls so oder so bezogen, wenn es nicht näher läge, den Ursprung des Namens in der Sprache der Bewohner des Gebirges zu suchen.

---

1) Die Höhen der Dinarkette (im SO.) werden auf 5500 m geschätzt.

Möglicherweise haftete dieser Name ursprünglich an der Gegend des wichtigsten Passes, der heute unter dem Namen Taq-i-Gerra bekannt ist. Er eröffnet von Babylonien her eine rings von Bergen umschlossene Hochebene, die nach Osten bis zu dem berühmten Felsen von Bagistân reicht. Von hier tritt der heute Gamâs-Ab genannte Fluß von Osten her noch in dieses Hochtal ein, dessen südliches Randgebirge er aber bald (bei Gärräbân) durchbricht. Er ist wohl der eigentliche Quellfluß des Kärcha, doch führt der Fluß diesen Namen erst nach Aufnahme des Ab-i-Kerind[1], dessen längerer Quellfluß in der Nähe der Stadt Kerind entspringt. Der kürzere kommt aus der



1: Die Karawanenstraße.

Richtung von Zarna, von dem aus über Mendeli ein Weg nach Baghdad führt. Während Zarna bereits am Abhange der letzten Terrasse liegt, die der Kärcha durchfließt, ist das nördlichere Kerind noch auf der Höhe selber gelegen, zu der hier von Westen her ein Weg über den Taq-i-Gerra führt. Dieser wichtigste Karawanenweg von Baghdad nach Hamadân geht von Kerind, das in der Höhe der Schneekoppe liegt, über das etwas niedrigere Kirmanschahân durch den Einschnitt im Gebirge, den der Gamas durchfließt, und weiter über Kengawär nach Hamadân.

Wir wollen zunächst Halt machen und dieses historisch ganz hervorragend wichtige Stück Land etwas eingehender betrachten, wobei wir die Methode unserer Darstellung lediglich darin sehen, daß wir in dem Gedächtnisse des Lesers die Bilder nicht zerreißen.

1) D. h. „Wasser von Kerind".

Das durchmessene Gebiet ist historisch-politisch betrachtet ein durch den Zagros hindurch bis an die heutige türkische Grenze vorgeschobenes, so zu sagen hindurch gezwängtes Stück „Iran". Die abschnürende Stelle bildet dabei die Enge zwischen Bagistan und dem Girün-Gebirge; den westlichen Endpunkt bezeichnet der genannte Einschnitt in die höchste Sperrkette des Zagros, der Taq-i-Gerra-Paß, den der alexandrinische Geograph Ptolemaios ums Jahr 150 nach Chr. als die „Tore des Zagros" kennt. Sachlich nicht minder zutreffend war der um den Beginn unserer Era von Strabon gebrauchte Ausdruck „medisches Tor", denn es war in der Tat das Einfalls- und Ausfallstor für das im Osten desselben beginnende Medien.

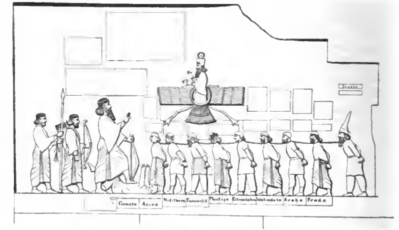
Mit Recht betont de Morgan, daß dieser Weg verbessert und erleichtert wurde, sobald die Gebiete, die er verbindet, in einer Hand vereinigt waren, hingegen verfiel, wenn Ebene und Hochland zwei verschiedenen Herrschern unterstanden. Seine beste Zeit sah er wohl, als die Sassaniden in Ktesiphon residierten, und die damals angelegte Straße ist so solide, daß sie alle späteren überdauert hat. Mit der Straße selbst blühte und verfiel stets auch das an ihr liegende Gebiet, das heute nur durch seine Trümmerstätten an alten Glanz erinnert.

Im Norden begrenzt wird es, wenigstens in seinem östlichen Teile, durch die Kette des Sungur- (oder Sangur-) Gebirges. Dieser Name, der so merkwürdig altelamisch klingt, — er würde das „Königsgebirge" bedeuten — ist zugleich der eines kleinen Fleckens am Südabhange, und es wird schwer zu sagen sein, ob der Name ursprünglich einen Berg oder eine Burg bedeutete. Das südöstliche Ende dieses Zuges führt den Namen Kuh-Parro. Südlich des Gamas-Ab zieht sich das Girüngebirge hin, das dem Flusse seinen Westweg anweist, bis er endlich durch die Ausläufer des Nordwestendes, des Schiriz-Kuh, nach Süden durchbrechen kann. An den Nordabhang der Girünkette lehnt sich die Trümmerstätte von Tacht-i-Schirin an.

In einer wilden Felsschlucht des von Norden her reichenden steilen Abhanges befindet sich das berühmte Relief von Bistûn mit den historisch in vielerlei Hinsicht so hoch bedeutsamen dreisprachigen Keilinschriften[1] des großen Dareios. Bekanntlich entzifferte Rawlinson unabhängig von Grotefend hier zum ersten Male einen umfangreicheren Keilschrifttext, sodaß diese Inschrift die hauptsächliche

1) Etwa 1000 Zeilen, altiranisch, neuelamisch und neubabylonisch.

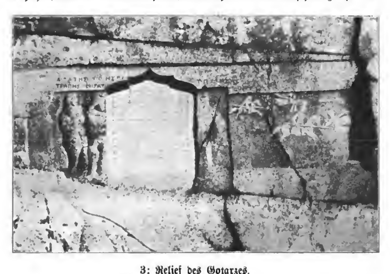
Grundlage für die Keilschriftforschung überhaupt geworden ist. Das Relief zeigt links vom Könige zwei hohe Staatsbeamte, Gobarwa mit der Lanze, Aspatschinâ mit Bogen und Köcher. Dareios tritt auf den Leib des toten Gomata, des falschen Bardija, dessen Haupt zu den Füßen des ersten stehenden Empörers, des Asina, liegt. Dieser, sowie unter den Stehenden der Vierte (Martija) und der Sechste (Wahisdatâ) tragen persische Tracht, sie empörten sich in Persien. Der Achte (Frada in Margiana und Bachtrisch) scheint ähnlich gekleidet zu sein, doch sieht man, daß die persische Tracht nicht aus Medien stammt, vielmehr vermutlich aus Elam, der Susiana. Der Meder Farwartisch ist der Dritte, und auch der



2: Das große Relief von Bistun.

Fünfte (Tschitrantachma) gab sich für einen Nachkommen der Mederkönige aus. Der Zweite (Niditbera) und Siebente (Aracha) empörten sich in Babel. Der Neunte endlich ist ein Sake, Skunka mit Namen, von dem wir aus den Texten nichts weiter erfahren; sein Aufstand erfolgte später, und er machte auf dem Relief die „alle Neune" voll. Der König steht da mit abwehrender Handhaltung: für die „Lügner" gibt es keine Gnade. Über dem Ganzen schwebt Ahura-Mazda, mit noch stark assyrischen Anklängen. — Wir müssen offenbar annehmen, daß das Bildwerk ehedem in leuchtenden Farben erstrahlte, die der Regen im Laufe von $2^1/_2$ Jahrtausenden beseitigt hat. Leider ist es bisher noch nicht gelungen, eine brauchbare photographische Aufnahme zu gewinnen. Unser Bild ist nach

zwei älteren Abzeichnungen unter Berichtigung durch photographische Aufnahmen von Prof. Dr. Sarre und später von King und Thompson gezeichnet und darf wohl als ziemlich zutreffende Wiedergabe gelten. — Unterhalb dieses großen Reliefs ist noch ein kleineres in denselben Felsen gemeißelt. Es zeigt zwei Reiter mit einer griechischen Nike über dem einen, der nach der Inschrift (in griechischer Sprache) der Partherkönig Gotarzes I ist; er besiegte in dieser Gegend (49 n. Chr.) seinen Bruder Mihrdat, der ihm mit römischer Hülfe als

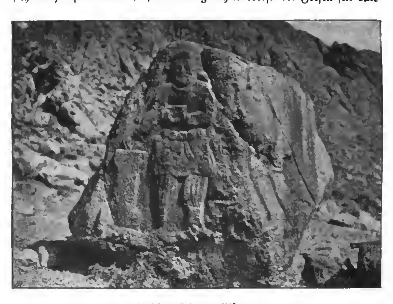


3: Relief des Gotarzes.

Gegenkönig gegenüber trat. Von einem dritten Reiter, Mihrdat, sind nur noch Spuren erkennbar. Das Relief war bisher das einzige, das sicher der hellenisierenden Partherkunst zugeschrieben werden kann [1], und ist bemerkenswert durch seine Reiterfiguren und die Gestalt der Siegesgöttin, denen beiden wir bald wieder (in Taq-i-Bostan) begegnen werden als von den Sassaniden übernommen. — Vor etwa 100 Jahren erbaute Scheich Ali-Chan zu Bistun ein Karawan-Serai, bestimmte zu dessen Aufrechterhaltung die Einkünfte zweier Dörfer, meißelte den mittleren Teil unseres Reliefs ab in Gestalt einer Art Eselsrücken-Nische und verewigte in dieser seine friedliche Kulturtat, indem er aus dem Buche der Kriegsgeschichte Irans ein Blatt heraus

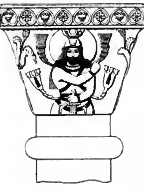
1) Ein angeblich parthisches Relief bei Sär-i-pul deckt sich wahrscheinlich mit dem Kel-i-Daûd; neuerdings hat man in den Ruinen von Assur parthische Stelen gefunden.

riß. — Etwa 100 Meter westlich des großen Reliefs, dessen Fläche sich nach Osten wendet, ist in der gleichen Weise der Felsen für eine



4: Monolith von Bistun.

Rieseninschrift oder eine bildliche Darstellung abgeplattet worden, so daß eine Fläche von etwa 2500 Quadratmetern entstand, eine Geschichtsquelle von ungeheurer Bedeutung, die leider ungeschrieben geblieben ist. — In der entgegengesetzten Richtung, nach rechts um einen Felsenvorsprung herum, entdeckte neuerdings W. Jackson auf einem etwa $2^1/_2$ m hohen Steinblocke 3 lebensgroße Figuren in Flachrelief, auf drei Seiten des Felsens verteilt. Der erste Entdecker war Jackson aber doch nicht, denn er gelangte am 13. April 1903 nach Bagistan, am 4. Juni desselben Jahres erschien aber bereits ein Aufsatz von Oskar Mann im „Globus" mit einem Bilde des Monolith. Seine Entdeckung fiel



5: Säulenkapitell von Bistun.

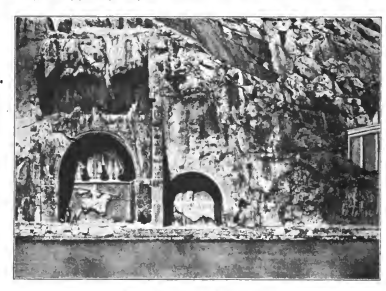
in den Sommer 1902. Wir fügen nach Jackson zu, daß die Figur auf der linken Seite (die auf dem Bilde nicht sichtbar ist) ebenso einen Bart zu haben scheint wie die auf der Vorderseite; die Gestalt auf der rechten Seite ist unbärtig und nach Mann wohl ein schwebender Genius.

Von diesem Bildwerke aus zeigte man dem amerikanischen Reisenden — in der Richtung auf das Dorf Bistun zu — eine Trümmerstätte, die unter dem Namen Gâh-i-Kai-Chosru (Haus des Kei Chosraw) bekannt ist.

„Bistun" ist die heutige Form des alten Namens Bagistan, der den „Wohnsitz der Götter" bezeichnet. Hätten wir das erste a des Namens als lang anzunehmen, dann würde der Name das „Gartenland" bedeuten. Die größere Wahrscheinlichkeit spricht wohl für die Bedeutung „Götterort". Daß das Gebirge das „Bagistanische" genannt worden sei, berichten die Griechen, wie auch, daß der Berg dem „Zeus" heilig gewesen, was hier wohl nur den höchsten Gott, d. h. in der Perserzeit den Ahura bedeutet. Zugleich aber sprechen sie von einem Parke (von 12 Stadien Umfang) in der gut bewässerten Ebene. Weiter aber spricht derselbe Schriftsteller (Diodoros) an anderer Stelle von der „einer Götterwohnung gleichen Landschaft Bagistana". Das läßt also schließen, daß seine letzte Quelle diese Bedeutung des Namens gekannt hat. Erstreckte dieser sich über eine ganze Landschaft, dann kann dieselbe nur westlich der Felsen von Bagistan gesucht werden. Das ist dann die noch heute fruchtbare und (aus dem „schwarzen Flusse", dem Kara-Ssu) reich bewässerte Ebene von Kirmanschahan, deren herrliches Klima (über 1400 Meter Höhe) noch heute gepriesen wird.

Ziehen wir von Bistun westwärts weiter, dann erreichen wir nach einer Stunde Ruinen, vermutlich die der Stadt Bagistun, und nach etwa 20 km Weges den südwärts strömenden Kara-Ssu, und etwa 10 km an diesem aufwärts liegt, auf seinem linken Ufer, an steilem Felsenabhange wieder eine Stätte mit Reliefbildern, diesmal aus der Sassanidenzeit. Sie führt den Namen Taq-i-Bostan, der heute als „Bogen des Gartens" gedeutet wird, vermutlich aber in anderer, vielleicht absichtlich veränderter, Gestalt nur den Namen des Gaues spiegelt, nach dem auch Bistun seinen Namen hat. Die Hauptsehenswürdigkeit ist ein großes rundbogiges Felsengewölbe mit Skulpturen, und ostwärts liegt unmittelbar neben dem großen „Taq" noch ein kleinerer, wenige Schritte weiter ein dreifiguriges Relief, frei auf einem geglätteten Teile des hier endigenden Felsens.

Auf die Reliefdarstellungen gehen wir nicht näher ein, da sie nicht mehr in unser eigentliches Altertum gehören. Der große Taq ist aber oben mit Zinnen abgeschlossen nach alter Weise, wie sie die Assyrer schon kannten, und wie sie in Susa und Persepolis üblich waren. Der eigentliche Bogenteil der Hinterwand zeigt 3 Figuren, einen Sassaniden — man meint Chusraw II — der unter dem Beistande einer (weiblichen?) Gottheit durch eine andere mit dem Ringe der Herrschaft belehnt wird. Im unteren Felde der König hoch zu Rosse als schwer gepanzerter Ritter, eine überaus imponierende Ge-



6: Taq-i-Bostan. Gesamtansicht.

stalt. Der kleine Bogen zeigt im Bogenfelde zwei stehende männliche Figuren der gleichen Zeit[1], und dieser gehört auch das freistehende Relief an, das eine ähnliche Szene wiedergibt, wie das im großen Bogen. Einen jüngeren Stil scheinen die Jagdszenen zu verraten, die rechts und links von der Ritterfigur die Seitenwände des unteren Teiles verzieren. Die beiden Bogen haben ehemals Bestandteile an die Felswand angelehnter Gebäude gebildet, wie aus Spuren noch erkennbar ist. Säulenkapitelle ganz ähnlicher Art wie das S. 8 wiedergegebene, das Oskar Mann bei Bistun fand,

1) Schahpuhr II u. III, beide durch eine Pahlawi-Inschrift im Bogen genannt.

liegen heute auf einer Mauer, die den Teich umsäumt. Zwischen ihnen steht eine verstümmelte weibliche Statue. Im Anfange des 19. Jahrhunderts waren am Ufer des Teiches noch eine Reihe über dem Knöchel abgebrochener Füße zu sehen; es ist also kein Zweifel, daß wenigstens die Sassanidenzeit frei stehende Statuen[1] kannte. Die Reste dieser dann so hoch wichtigen Figuren werden ziemlich sicher noch heute im Boden des Teiches ausgegraben werden können. — Auch dieser Ort dürfte schon in früherer Zeit seine Rolle gespielt haben; er wird gelegentlich auch Caßr-i-Schirin genannt, „Schloß der Schirin", der Gattin Chusraws II, doch erwähnen



7: Taq-i-Bostan. Das frei liegende Relief.

wir das hier nur, um Verwechselungen zu vermeiden: wir werden bald an den Ort kommen, dem dieser Name mit mehr Recht zukommt. Etwa 10 km südlich und etwas westlicher liegt die spätere Hauptstadt des Gaues, Kirmanschâhân. Die Stadt, heute

1) In einer Grotte bei Schapur (nordwestlich von Kazrun), nicht weit von den bekannten Reliefs, die den Sieg über Valerianus verherrlichen, fand Morier eine Statue des Schahpuhr am Boden liegend, die nach seiner Angabe etwa 6 Meter hoch wäre. Eine zweite soll zu Nischapur gestanden haben, doch sind keine Spuren davon bekannt.

gewöhnlich Kirmanschah, von den Arabern früher auch Qarmisin genannt, hat etwa die Einwohnerzahl von Salzburg, ist aber die bevölkertste der gleichnamigen persischen Provinz[1]. Kirmanschah ist von Gärten umgeben, hat große Viehzucht und eine durch den Karawanenweg besonders günstige Lage. Die Stadt soll von dem Sassanidenkönige Qawad (um 500 nach Chr.) gegründet sein, demselben, der die großen Befestigungswerke im Kaukasos (bei Därbänd) begann, im Zeitalter der religiösen Bewegung des Mazdak. Es liegt aber kein Grund vor, die Stadt nicht für uralt zu halten, denn derartige „Gründungen" bedeuten für gewöhnlich, daß man aus den Ziegeln einer verfallenden Stadt daneben eine neue aufbaut und neue Bevölkerung zu der alten ansetzt. Die Plünderung des noch verwendbaren Baumateriales der Trümmerstätte vertilgt dann die Spuren der alten Stadt schneller und gründlicher als eine Zerstörung durch Feinde es leisten kann. Jedenfalls hat das Zeitalter des Dareios an dem Orte von Kirmanschahan eine Stadt gesehen, die wohl auch eine Neugründung gewesen sein wird, eine iranische Stadt, wenn solche nicht bereits unter den Mederkönigen entstand[2].

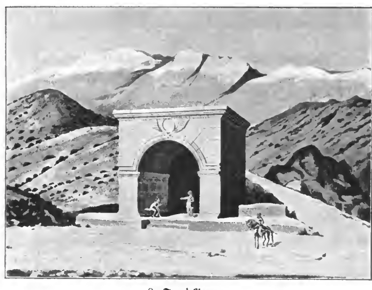
Wir erwähnten oben bereits Zarna. Bei dieser Stadt liegen die Ruinen[3] von Ariwdschan, einer noch im Mittelalter blühenden Stadt. Es ist nun merkwürdig, daß Tiglatpilesar III in einer Aufzählung, die beweist, daß er bis durch die „medischen Tore" hindurch in die Landschaft Nisa gekommen ist, eine Stadt aufführt, die man gar wohl als „Uriwdschan" wird lesen dürfen in Anbetracht der Schwierigkeit, solchem Namen mit assyrischen Zeichen halbwegs gerecht zu werden. Zugleich aber wird eine Stadt Zagruti erwähnt, die wohl auch nicht weit von den „Toren des Zagros" gelegen hat. Leider ist das Prinzip, nach dem die Namen geordnet sind, nicht durchsichtig genug, um sichere Schlüsse zu gestatten.

1) 40000. Der Name rührt her von Bahram IV, der den Titel Schah von Kerman führte.

2) Sarrukin spricht davon, daß er im Jahre 713 die Stadt Eristana samt den Ortschaften in ihrer Umgegend belagerte und eroberte, und die Landschaft nennt er Bait-Ili. Die letztere Namensform klingt aramäisch und soll wohl bedeuten „Wohnsitz Gottes". Die Landschaft ist aber medisch und wird daher, wie ihre Hauptstadt, auch einen iranischen Namen gehabt haben. Es liegt nahe anzunehmen, daß die Meder aus „Ili" ein „Eri" machten, da sie l durch r ersetzten, und so ein Eri-stana als Übersetzung von Bait-Ili schufen. Die Landschaft aber lag im Gebiete von Ellip, was zu unserer Vermutung durchaus stimmt. Diese bereits mit Bagistan verglichene Landschaft könnte auch für Kirmanschahan in Betracht kommen.

3) Sie sind teils sassanidisch, teils stammen sie aus ältester Zeit.

Wir erwähnten (S. 4) den Karawanenweg in seinem Abschnitte von Kirmanschah über **Kerind** und den Taq-i-Gerra nach Westen. Nun wird im Râm-Jascht (19) des Awesta das „unzugängliche" **Kurinta** genannt als ein Sitz des mit Astyigas zusammengeflossenen Azisch-Dahaka. Es mag also wohl eine Heldensage gegeben haben, die das von Iran wie von der westlichen Tiefebene in der Tat schwer erreichbare Kerind als eine Königsburg der Mederkönige erwähnte. Ein neuelamischer Backstein des Schutruk-Nahhunte, Sohnes des Hubanimena,, erwähnt eine Stadt **Karintasch**, von wo er ein Götterbild des Insuschnak nach Susa gebracht zu haben scheint.



8: Taq-i-Gerra.

Die Stadt, die nach dem gleichnamigen Kassi-Könige benannt ist, bleibt ihrer Lage nach durchaus unbestimmt, und zum mindesten dürfte ihr Name auch die Urform von „Kerind" sein. Zur Griechenzeit sucht man den Ort in der Karawanenstation Karina, was wohl stimmen mag, da dieser Name sehr gut aus Karind verschrieben oder verlesen sein kann, denn griechisches a und d werden sehr oft verwechselt. Das heutige Dorf Kerind „liegt von hohen Felsen eingeschlossen sehr romantisch an einem Felsen terrassenförmig angebaut", und zwar auf der Höhe des Passes, zu der ein sehr beschwerlicher Weg hinauf führt.

Trotz der hervorragenden Bedeutung dieser Karawanen-„Straße", die wir nunmehr abwärts verfolgen wollen, darf man sich keine übertriebene Vorstellung von ihrer Sicherheit und Gemächlichkeit auch auf anderen Strecken machen, und die Bedeutung der großen Kunststraßen mit ihren riesigen Brückenbauten erscheint in anderem Lichte, wenn man die oft ungeheuren Schwierigkeiten in Betracht zieht, welche die schroffen, unverwitterten Gebirgsmassen Irans in den Weg legen.



= 10 M

9: Dukkan-i-Daud.

Im Winter machen Schneemassen die Pfade ungangbar, und das gilt besonders auch vom „Taq-i-Gerra" [1], was eigentlich den Rest eines Gebäudes mit einem großen Gewölbebogen meint; sein Stil deutet auf die Sassanidenzeit [2], und es wird für ein Zollgebäude gehalten. Von hier aus kommen wir in altbabylonisches Kulturland, dem der Ab-i-Älwänd zueilt. Auch hier haftet der iranische Name Älwänd, Alwand, älter Arwand, der auch bei Hamadan wiederkehrt als Berg-

1) Daneben tritt der Name Tang-i-Gerra auf; Tang wäre = Engpaß, Taq = „Bogen"; Taq-i-Gerra scheint der ältere Name zu sein.

2) Nach E. Herzfeld stammt es sogar aus der Partherzeit.

name. Der nächste Ort heißt Särpul oder Sär-i-Pul-i-Zohab, d. h. „Kopf der Brücke von Zohab". Und hier liegen die Trümmer der uralten Stadt Holwan, in assyrischen Inschriften als Chalmanu wohlbekannt; das ist aber zugleich der Name des Landes und damit des Gebirges, vermutlich auch des Flusses, der erst später iranisch umgedeutet ward. Die Assyrer haben mit ihren Lauten und Zeichen offenbar dem Namen nicht recht beigekonnt. Sie schreiben den Namen teils mit dem ach-Laut, teils mit j, teils mit vokalischem Anlaute ohne Bezeichnung des schwierigen Konsonanten, der unserem ich-Laute entsprochen zu haben scheint.



10: Dukkan-i-Daud. Grundriß.

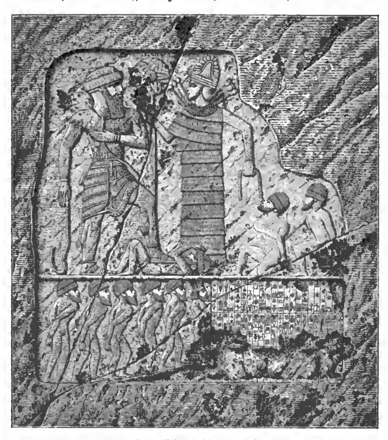
Drei bis vier Kilometer südwestlich des Karawan-Serais Sär-i-pul führt die Straße an einer steilen, zum Teile geglätteten Felswand vorbei, an der die „Kammer Dawids" (Dukkân-i-Daûd) zu sehen ist. In Höhe von 6 m läuft ein Absatz von über 1 m Breite die Wand entlang, und 4 m höher ein zweiter von gleicher Breite. $2^1/_2$ m darüber ist ein Viereck von etwa 2 m Breite, $1^1/_2$ m Höhe, dessen beide Hälften nach hinten in sehr stumpfem Winkel an einander stoßen. Auf dem linken Rechteck ist eine Figur eingemeißelt, deren Tracht man in die Zeit der Fratadaras von Fars (Anfang der Seleukidenzeit) setzt, die aber vermutlich spätelamisch ist. Die Figur wird heute Kel-i-Daud[1] genannt. 12 m höher ist die Felskammer, deren Vorderteil eine von zwei Säulen getragene Vorhalle darstellte; die Säulen selbst sind verschwunden, nur die Sockel und die Kapitellplatten deuten ihren Standort an. Dem Stile nach könnte die Kammer der Zeit der Achämanidenkönige von Antschan angehören,



11: Kel-i-Daud.

1) „Reliefbild des Dawid".

da sie nach Grundriß und Aufriß wie ein Vorläufer der späteren Grabkammern von Naqsch-i-Rustam erscheint. Dazu würde dann auch das über die Tracht der Figur Bemerkte stimmen, denn diese erinnert stark an die später zu erwähnenden Reliefs von Mal-Amir



12: Relief des Annubanini.

aus spätelamischer Zeit. Von Inschriften ist bisher nichts bekannt geworden.

In der Gegend von Holwan fand Henry Rawlinson an einer Felswand ein Flachrelief, von dem leider bisher keine Abzeichnung bekannt ist, das aber nach der Beschreibung sehr an die gleich zu erwähnenden Reliefs von Sär-i-pul erinnert. Wie auf diesen trägt

der siegreiche König ein kurzes Gewand und eine runde Mütze, setzt den linken Fuß auf einen am Boden liegenden Feind, soll aber in der Linken einen Schild tragen und mit der Rechten sich auf einen bis zur Erde reichenden Gegenstand stützen. Vor ihm steht mit auf den Rücken gebundenen Händen sein Gegner in gleicher Größe, im Hintergrunde vier nackte Gestalten, kniend und kleiner dargestellt, die um Gnade bitten. Die Stufe, auf der diese Szene sich erhebt, wird von einer Reihe viel kleinerer Figuren getragen, die mit erhobenen Händen und den Köpfen sie stützen. Es dürfte die Siegesstele eines Königs von Elam sein. Auch hier ist bisher von einer Inschrift nichts erwähnt, sie wird aber schwerlich fehlen.

Etwa 25 km westlich liegt ein weiterer Trümmerhaufe, heute als Qaßr-i-Schirin (Schloß der Schirin, der Gattin Chusraws II) bezeichnet, zugleich die letzte persische Station des Karawanenweges. Der Beiname von Sär-i-pul bezieht sich auf die 13 km nördlich gelegene Stadt Zohab in ungesunder Gegend. Bei dieser Stadt (zwischen Hasanabad und Sär-i-pul in den Felsen) sind 4 Stelen gefunden worden, deren 3 sehr stark verwittert sind. Die 4. aber, in Höhe von 30 m an einem senkrechten Felsen, zeigt ein Flachrelief mit einer Inschrift des Lullu-Fürsten Annubânini. Wir sind also in Lullu-Land, und der scheinbar babylonisch klingende Name des Fürsten gehört sicher der Sprache seines Volkes an; er ist eine Kurzform eines mit dem Namen des Gottes Hanubani (Hanban, Humban) beginnenden Vollnamens. Der Text ist babylonisch, der Name babylonisch umgedeutet. Eine zweite kleinere Stele, wie die erste aus Kalkstein, mit Flachrelief und Text, fand sich 108 km von der ersten entfernt bei dem Dorfe Scheichan, nördlich von Zohab. Der Name des Fürsten begann mit „Schil", ist aber zum Teil zerstört.



13: Relief des Schil-x-dun(?)-ni.

Der Zufall scheint uns gerade die wichtigste dieser Stelen am besten erhalten zu haben. Ihr Bild stellt dar, wie die Göttin Ninni dem Annubanini einen Zug Gefangener vorführt. Der Sieger nennt sich den „mächtigen König, den König von Lullu-Land", das Gelände, auf dem er die Stele errichtete, das Batirgebirge. Über seine Kriegstaten erfahren wir nichts, möglicherweise sind

andere Stelen, die mehr verraten, nach Susa verschleppt worden und kommen noch zum Vorscheine. Die Schriftform ist sehr altertümlich und zeigt wenigstens so viel mit Sicherheit, daß der König erheblich vor Hammurabi fällt. Da Annubanini sich König von Lullu-Land nennt, so werden wir seine Eroberungen in der fruchtbaren Ebene, um Baghdad herum, zu vermuten haben. Wirklich scheint der König Beziehungen zur Stadt Kuti zu haben, wo das berühmte E-Schidlam des Gottes Nerigal stand. Eine babylonische Legende erwähnt nämlich in Verbindung mit Kuti einen „König" Anbanini, in dem wir offenbar den Gott Hanban (Humban, Umman) wiederfinden. Hier scheint also, wie so oft, der Mythos vom Gotte auf den König übertragen zu sein. Wichtig ist aber, daß man den Namen des Königs (Annubanini) mit dem des Gottes (etwa „Anbani") zusammen brachte. Denn nun erklärt sich der Name einer Stadt (und Landschaft, wohl auch der Dynastie) Bit-Hanban. Die späteren Fürsten dieser Dynastie führten den Titel „Janzu", der auch weiter nördlich in Chubuskia wiederkehrt. Im Jahre 844 trat Sulmanasar II dem damaligen Janzu von Hanban das Königtum von Namar ab, vermutlich halb gezwungen, denn 8 Jahre später greift er Namar an, und der Janzu flieht, wird aber gefangen und nach Assyrien gebracht, samt seinen Göttern und seiner Habe. Von diesen Göttern, die ehedem im Zagros oder zunächst in Lullu-Land geboten, kennen wir bereits den Hamban (den Mondgott), die Ninni, und weiter als Götter von E-Hamban einen Sir, einen Subu (oder Schubu, den „Sohn des Tempels von Der") wohl auch Sumu und vermutlich verwandt mit Schumalia, der Herrin der glänzenden Berge.

So sind wir auf unserem Zuge nach Westen unvermerkt ins Altertum hinein gekommen, in Gedanken über den sichtbar gebliebenen großen Zeugen einer weit über 4000 Jahre entlegenen Zeit, über die Siegessäule Annubaninis. Nicht aber von dem heutigen Zagros und seinen Bewohnern wollten wir eigentlich reden, sondern gerade von jenem alten. Und jetzt sind wir nicht nur auf leeren Schall von geographischen Namen gestoßen, sondern auf einen Volksstamm, die Lullu und ihren großen Fürsten, den Gründer von E-Hamban, und deren Nachfolger, den Janzu und seine Götter.

Wir wollen nun dieses Volk und die Überbleibsel seiner Sprache, die uns in den Namen erhalten geblieben sind, dazu benutzen, einen festen Stützpunkt zu gewinnen, von dem aus wir in die Unverständlichkeit der fremd klingenden Namen im Zagros überhaupt

Bresche legen können, sodaß die toten Namen zum Reden gezwungen werden wie anderwärts in bekannteren Ländern. Zunächst müssen wir also wissen, zu welcher Völkerfamilie unsere Lullu gehören, welche Sprache sie sprechen. Und da sei voraus bemerkt, es ist die Sprache, die wir auch in Elam, im südlichen Teile des Zagros wiederfinden, und zwar natürlich in einer mundartlich verschiedenen Form, ja offenbar in einem mundartlichen Durcheinander, oder vielmehr Nebeneinander, wie die Natur des Landes es bedingt.

Wie wir nun mit einem Schlage ein anderes Verständnis der geographischen Benennungen z. B. Italiens uns erschließen, wenn wir wissen, was *lago*, *monte*, *campo*, *isola*, *città* und ähnliche bedeuten, und wie wir an ihnen ein Wahrzeichen italienisch-romanischer Bevölkerung haben, so müssen wir uns auch für jene alte Zeit und den entlegenen Zagros eine ungefähre Bekanntschaft mit den Elementen zu verschaffen suchen, die den obigen in Italien etwa entsprechen. Sie sind anderer Art, es sind Suffixe, die dem Namen angehängt werden, und ähnliches.

Bisher haben wir von „Lullu-Land" und den „Lullu" gesprochen; letzteres wäre etwa das Gleiche, wie wenn wir sagten „die Deutsch" statt „die Deutschen". Die Mehrzahl lautet Lullu-bi, bei den Assyrern auch Lullu-mi, worin man das *m* hat als *w* auffassen wollen. Der Endvokal wird in unseren (semitischen) Quellen sehr verschieden angegeben, als *i*, *e*, *u* und auch *a*, ohne daß wir bisher diese Verschiedenheiten erklären könnten. Das „Land der Lullu-bi" heißt Lullu-ba-ti, könnte aber auch als Lullu-bi-ta oder ähnlich vorkommen. „Lullu-Land" würde Lullu-ti heißen, d. h. wenn der Ausdruck nicht von der Form des Völkernamens gebildet wird. Auch „Luln" wird geschrieben, und es ist wohl beachtenswert, daß ein Land Luluta sehr viel weiter nach Nordwesten vorkommt, offenbar noch westlicher als Chubuskia, wo wir den Janzu-Titel wiederfinden. Denn auch assyrische Angaben legen es nahe, daß noch ein Jahrtausend nach Annubanini Lullubi weiter nordwestlich[1] gesessen haben, und daß das Volk von da aus, immer am Zagros entlang, erst bis in das Land sich vorschob, das bei den Semiten immer nur als „Land der Lullubi" bezeichnet wird, das aber als „Land" vielmehr Zamua[2] geheißen hat (vgl. „Eng[el]-land" und

1) Noch den Griechen war eine Landschaft Lolomene bekannt, bei Strabon verschrieben in Dolomene und bereits zum eigentlichen Assyrien gerechnet.

2) Dieser ist nur Name des Landes, bezeichnet kein Volk! Übrigens kann auch Tschamua gelesen werden.

„Britannien“). Ein Fluß in Zamua wird Lallu genannt, und da, wie wir noch sehen werden, gewisse Mundarten gerade um unsere Landschaft herum, ein *u* der Stammsilbe durch *a* ersetzen[1], so erkennen wir in diesem Namen leicht unser Lullu wieder.

Aber auch das auslautende lange u scheint nur die assyrische Endung zu sein, die unserem „isch“ entspricht, so daß der Name den Fluß als den „lallischen“ bezeichnet; er würde in zagrischer Sprachform also Lalla-r[2] heißen müssen, mit einem r-Suffixe, dessen wir noch weiter gedenken wollen. Die am Lallar Wohnenden würden dann wieder Lalla-ri-bi heißen müssen und wirklich berichtet König Tepti-Humban-Insuschnak[3] von Elam, daß er die „Lallarippe“ (in elamischer Schreibung bezw. Lesung) nieder geworfen habe. Es ist aber ungewiß, ob diese nach dem Flusse und nicht vielmehr nach einem gleichnamigen Gebirge ihren Namen haben. Wir erkennen nämlich jetzt auch, daß ein Gebirge dieses Namens, das ein Assyrerkönig erwähnt, und das an sich auch im Westen von Assyrien hätte liegen können, in Wahrheit im Osten lag. König Sulmanasar II berichtet nämlich, daß er (Ende des Jahres 859) auf das Lallargebirge hinauf zog und dort ein Denkmal seiner Herrschaft errichtete.

Da nach der Angabe Billerbecks (Das Sandschak Suleimania, Leipzig 1898, eine Arbeit, die vom militärischen Standpunkte aus einen wesentlichen Teil des Zagros zu erforschen sucht) der bedeutendste Nebenfluß der Diala, der Zimkan-Rud, noch heute Lüla oder Lala heißt, desgleichen aber auch der Tscham-i-Lehele, so mag der Name wohl bis heute erhalten sein. Vielleicht hieß der letztere auch der „blaue Lallu“, sodaß die für 717 (von Sarrukin) erwähnte Stadt Lallu-Ugnu vom Flüßchen den Namen hätte, denn *ugnu* bedeutet „blau“ und begegnet noch öfter[4]. Auch das führt aber darauf, daß wir die weitere Ausdehnung der Lullubi in nördlicher Richtung (von Zohab aus) zu suchen haben. Wenn die von den Assyrern

1) Vgl. auch Humban und Hamban.

2) Wir begreifen also auch, daß das Kullar-Gebirge, das der gleiche König zwei Jahre später auf einer Unternehmung gegen Nord-Zamua durchzieht, auf einen Wortstamm Kulla schließen läßt, wie es in der gleichen Gegend auch ein Tsila-r-Gebirge gab. Ein Bati-r-Gebirge haben wir bereits erwähnt, einen Berg Nißi-r werden wir noch kennen lernen. Man vergleiche weiter das Gebirge Nibu-r, den Fluß Edi-r und das schon berührte Sungur-Gebirge, dessen Name vermutlich aus alter Zeit stammt.

3) Te-Umman der Assyrer.

4) Ebenso gibt es ein Halpi und ein Halpugnu.

ganz speziell als „Dur-Lullumai" (d. h. „Lullubi-Burg") bezeichnete Stadt der Hauptort des Volkes war, dann mag er etwa in die Gegend des heutigen Suleimania selbst fallen; und von hier aus nördlich ist der Berg Nißir zu suchen, an dem die Arche des babylonischen Flutberichtes nieder kam. Dieser Berg hieß in in der Sprache der Lullubi Kini-ba; also zwei Namen aus verschiedenen Sprachen sind im Gebrauche, von denen „Nißir" aus später anzuführenden Gründen der ältere zu sein scheint. So hieß er bereits, als — vielleicht um 2600 — die Lullubi von Nordwesten her in das fruchtbare Schähriżor[1] eindrangen. Diese Doppelbenennung ist nicht die einzige, denn Assurnaßirpal, der sie erwähnt, berichtet auch den Namen, den die Stadt „Tukulti-Assur-aßbat" in der Lullu-Sprache führte; dieser Name lautet Arrakdi, wobei das *di* eine Variante des bald noch weiter zu erwähnenden Ländernamen-Suffixes *ti* zu sein scheint.

Die elamische Sprache ist überreich an derartigen Elementen, und eine ähnliche Bedeutung hat auch das zusammengesetzte Suffix *me-na*, scheint aber mehr die Herkunft zu betonen; es findet sich in Sipirmena, dem Namen einer Landschaft, von der Assurnaßirpal Tribut nach Tschamri empfängt, von wo aus er nach Arrakdi gelangte. Der Verfasser des Berichtes, der etwas von der Lullu-Sprache versteht, beklagt sich über die schlechte Aussprache der Sipirmener: der Targuman — vielleicht er selber — scheint glänzend Fiasko gemacht zu haben gegenüber dem Gezischel der Schoßgesandten. Der Hofhistoriograph macht einen Wortwitz, indem er das Wort *Sipir* etymologisch in Verbindung bringt mit einem assyrischen Ausdrucke, der etwa ein geziertes Lispeln auszudrücken scheint „wie's die Weiber machen". Wir haben bereits bei dem Namen Chalman-Jalman angedeutet, wie der „Sprachfehler" seine Erklärung finden dürfte: die Semiten wie auch die Berg-Lullubi sprachen den *ach*-Laut, die Sipirmener den *ich*-Laut, der zunächst für jeden unnachahmlich ist, der an seiner Stelle den *ach*-Laut bildet. Unsere Westfalen, zumal aber die Alamannen geraten in ähnliche Verlegenheit, wenn sie den *ich*-Laut leisten sollen. Die Sache wird nie wieder erwähnt, die Assyrer-Ohren stumpften sich ab dagegen, und ein besonderer Anlaß, wie hier der Wortwitz, lag nicht mehr vor. Die Stelle ist also nicht dahin zu deuten, als ob man nur gerade in Sipirmena so ausgesprochen hätte: hier fiel es den Assyrern nur zum ersten Male besonders auf.

1) Siehe unten.

Noch eines bereits erwähnten Suffixes aber haben wir hier zu gedenken, das etwa die Bedeutung unserer Endung isch (z. B. in „deutsch") hat. Sein charakteristischer Konsonant, und nur Konsonanten pflegen die Semiten in der Wiedergabe fremder Namen zu betonen, ist das *r*, das bei den Assyrern ein *ri*, *ra*, *ru*, ein *ar*, *ir*, *ur* ergeben kann. Es dürfte bereits in dem schon erwähnten Namen Nama-r (bei den Assyrern später Nam-ri) vorliegen, ebenso in Tschamri, mit dem der Name der heutigen Chamrin-Kette zusammen hangen könnte, und wohl auch in Sipi-r-me-na.

Stoßen wir nun auf einen Stadtnamen Larbusa, so liegt die Vermutung nahe, daß er in Lar-bu-sa zu zerlegen sein werde, so daß sa gleichfalls ein Suffix sein würde. Nicht weit davon liegt eine Stadt Buna-si (oder Buni-si), wie auch eine Stadt Buri-sa vorzukommen scheint. Vergleichen wir weiter die Landschaftsnamen Harma-sa, Sime-si, (verschieden davon ein Sime-ra), Kap-si, Gizinki-si, Uai-si (Stadt), so wird obige Vermutung wohl wahrscheinlich. Für unsere Kenntnis der verwandtschaftlichen Beziehungen der Zagrosvölker unter einander wäre es von großem Werte, zu wissen, ob dieses *si* eine mundartliche Nebenform des *ri* wäre. In der Kassi-Sprache scheint der Endung *ir* ein *jasch* zu entsprechen, wie in den Namen Karduniasch, Tupaliasch, Araziasch, und auch die Sprache der Chalder bildet die Formen Parsua-sch und Manna-sch.

Häufig genug ist das Ländernamen bildende Suffix ti, das wir schon in Lullu-ba-ti kennen lernten. In gleicher Weise an eine Pluralform angehängt tritt es auf in Kilam-ba-ti, Kar-si-bu-ti, Sangi-bu-ti (Sungi-bu-ti); sonst in Su-ti, Gu-ti, und ähnlichen; dieses Suffix läßt sich am Kaukasos entlang bis nach Kleinasien verfolgen. (Vgl. Imere-ti, Swane-ti usw.)

Damit wollen wir unseren sprachlichen Exkurs vorerst abschließen, er wird wohl im Allgemeinen den Eindruck erweckt haben, daß eine einheitliche Namenbildung vorliegt, die weiter auf eine sprachlich einheitliche Bevölkerung schließen läßt.

Nur in einer Richtung wollen wir an das eben Behandelte anknüpfen: die besprochenen sprachlichen Erscheinungen weisen darauf hin, daß die unbekannte Zagrossprache in engsten Beziehungen zu der der Königsinschriften von Elam steht; ja überhaupt höchstens als mundartlich von dieser verschieden aufgefaßt werden kann.

Elam ist in den heißen Küstenstrichen, also im Süden und in der Ebene, noch heute von einer dunkelhäutigen Bevölkerung be-

wohnt und war es ebenso im Altertum, zur Zeit der „Aithiopen" des Königs Memnon von Susa wie zur Perserzeit, der die schwarze Palastgarde (neben der weißen) auf dem bunten Friese von Susa entstammt. Die Einwohner des eigentlichen Elam heißen ohne Rücksicht auf den Rassenunterschied Hallapirtippe, d. h. Bewohner des Landes Halla-pi-r-ti, auch Hal-pirti, Ha-pirti geschrieben und schon früh „Apirti" gesprochen. (Vgl. OLZ 1904 Sp. 87 ff.) Dieses Land wird also als das „halla-p-ische" bezeichnet und hat seinen Namen von den Halla-pi oder Halla-bi. In einer Gegend (in der Nähe der zagrischen Tore), in der ein Name Aranziasch in Erinziesch verändert wurde, machte man aus Halla-bi ein Helli-bi, denn so haben wir nun den Namen aufzufassen, den die Assyrer — in Ermangelung eines Zeichens für H — „Ellibi" schreiben. Etwa in dieser Gegend ist auch der im Ausgange des 8. Jahrhunderts auftauchende Staat Kar-Halla zu suchen, den Sarrukin neben „Ellip" und „Allapri" als „Kar-Alla" erwähnt, wir fügen den vorigen Belegen den Namen Halla-p-ri an und nähern uns damit schon dem Urmiasee. Wir finden also so ziemlich durch den Zagros hindurch diesen Namen Halla wieder, der im Süden offenbar der charakterisierende Ausdruck für die Nordbevölkerung ist. In Ermangelung einer treffenderen Bezeichnung brauchen wir also den Namen „hallabisch", wofür wir dann aber in Anlehnung an bekannter klingende Formen „elamisch" sagen wollen, für die eng verwandten Sprachen des Zagros und Elams, indem wir die Bezeichnung „zagrisch" (entsprechend „altaisch", „kaukasisch") als Gesamtbenennung aller Sprachen dieses Stammes, d. h. auch etwaiger entfernter verwandter, in Reserve stellen. Daß auch die assyrische Bezeichnung Elamtu (vgl. die Elymaioi der Griechen) von unserem Namen Halla hergenommen ist, bleibt noch immer das Wahrscheinlichste. Natürlich hätte man dann den Namen auf assyrisch sich verständlich zu machen gesucht.

Einen elamischen Stamm mit besonderem Namen, die Lullubi, haben wir bereits besprochen. Ein anderer aber, den wir wenigstens mit dem meisten Rechte als solchen ansprechen, hat eine weltgeschichtliche Rolle gespielt derart, daß uns seine Klänge an den verschiedensten Orten entgegen zu hallen scheinen. Es ist das Volk, dessen Namen den Stamm „Kassi" aufweist. Wir wissen, daß diese „Kassi-pi" die „dritte" Dynastie von Babel gestellt haben, die großen Könige von „Kardunjasch", die zur Amarnazeit mit den Herrschern Ägyptens in diplomatischem Verkehre standen. Wir wissen aber

auch, daß die „Kassi" der Assyrer die „Kossaier" der Griechen[1] sind, und wenn sie von diesen gelegentlich noch in Verbindung mit den Kaspeiren und Kaspiern gebracht werden, so zeigt uns jetzt die Erschließung der Sprachformen, daß ja Kassi-pi nur die Pluralform des Namens ist.

Auch das r-Suffix haben wir bereits nach dem des Plurals gefunden und können uns daher die griechische Namenform „Kas-p-eir" erklären. So läßt denn auch der Geograph Strabon die Kossaier bis zu den „kaspischen Toren" wohnen, in deren Gegend die heutige Stadt Kasvin (Kasbin) noch den Namen erhalten hat, und wie hier Strabon die Kossaier mit den Kaspiern zusammenbringt, so verbindet sie der Dichter Dionysios mit den Kaspeiren. Der Name reicht noch weiter nach Norden, wo ihn der Kaspi-See heute noch wiederspiegelt, und zieht sich hinüber nach Osten durch Hyrkanien bis zu den Indern, denen die Kassapa wohl bekannt sind. Und in der Perseussage, deren Schauplatz das Norduser des persischen Golfes ist, heißt Kassiope die Mutter der Andromeda, und ihr Name kennzeichnet sie als die Vertreterin des Volkes der „Kassiopen", wie ihr Gemahl Kapheus der Vertreter der Kaphenen ist, und ein Phoinix, Arabos und Aigyptos in der Verwandtschaft auftreten, ja sogar Perseus als Stammvater der Perser bezeichnet wird. Der Orakelgott in dieser Sage ist Ammon (gelegentlich in „Apollon" verlesen), und dieser ist nicht der ägyptische Gott, sondern der einheimische Amman Kasipar[2], dessen Statue der Assyrerkönig Assurbanipal zu Susa vorfand. Es spricht vieles dafür, daß diesen Kasipar, den die Babylonier „Kassu" (d. h. gleichfalls, in babylonischer Form, den Kossaier) nennen, auf Umwegen das Urbild unseres „Kasperle" ist.

Wir sehen den Namen des Volkes also durch das nördliche und westliche Iran hindurch verbreitet, und auch der alte Name des Zinnes, das die Inder *kastira*, die Griechen *kassiteros* nennen, gestattet keine einleuchtendere Erklärung als die aus einem elamischen Worte *kassi-ti-ra*, das zwar nicht belegbar ist, aber wörtlich bedeuten würde „das kassi-länd-ische". Und so liegt wohl der Gedanke nahe, daß auch der babylonische Ausdruck *kaspu* für Silber mit dem Namen

---

1) Auch die Kissier führen den gleichen Namen: aus der südelamischen Form „Kussi" (vgl. das u in Humban und Lullu) wurde lautgesetzlich „Kissi".

2) Er kommt auch in der Schreibung Qa-ši-par vor, wie statt Ši-ši-par zu lesen ist.

der Kassi oder vielleicht mit dem ihres Gottes zusammen hänge, denn ihm als dem Mondgotte ist offenbar das Silber heilig gewesen.

Aber auch im eigentlichen Zagros-Gebiete, südlich von Hamadan, haftet der Name Käsp an den Trümmern einer im Anfange des 19. Jahrhunderts erst zerstörten Bezirkshauptstadt, deren Moschee im Todesjahre Wallensteins erbaut ward.

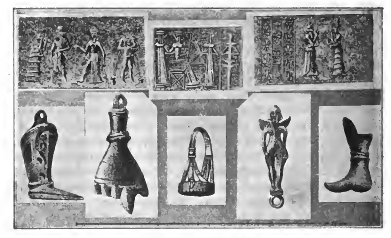
Nach diesem vorläufigen Überblicke über die alte Bevölkerung der Zagros fahren wir nun fort in der Orientierung über das Bild der Landschaft.

Als neuen Ausgangspunkt nehmen wir den Endort des vorher skizzierten Karawanenweges, Hamadan, die heutige Nachfolgerin der alten Hauptstadt des Mederreiches, ursprünglich wohl auf kaspischem Boden gelegen. Die Stadt soll ursprünglich „Akessaia"[1] geheißen haben, worin höchst wahrscheinlich der Name der Kossaier steckt, wenn auch in verderbter, gräzisierter Gestalt. Es scheint derselbe Ort zu sein, der seit Sarrukin eine Rolle für die Assyrer spielte unter dem Namen Kar-Kassi oder Kar-Kasia, und der „Dahjuka", d. h. etwa Gaugraf dieser Stadt würde dann zu Sarrukins Zeit, also um 710, hier eine Burg und einen Mittelpunkt für das Heeresaufgebot der Landschaft geschaffen haben. Der iranische Name der Stadt war ja Hagmatâna, und das bedeutet den Zusammenkunftsort, es war der Sitz des Dahjuka und wird daher folgerichtig von den Assyrern als „Bit-Dajukki" bezeichnet. Der wirkliche Name dieses Gaufürsten scheint „Hwachschatar" gewesen zu sein, wie noch ein späterer Mederkönig hieß, den die Griechen „Kyaxares" nennen. So ungefähr sieht heute nach den Keilschriftquellen die Grundlage dessen aus, was Herodotos von seinem Deiokes und der Gründung seiner Hauptstadt Hagbatana erzählt — „Ekbatana", das dann womöglich noch mit kurzem a in vorletzter Silbe gesprochen wird, ist spätere griechische Verhunzung, und noch heute lautet der Name Hamadan.

Und das Bild von heute? 2 km südöstlich von Hamadan liegen ein paar gewaltige Steintrommeln, die der Architektur der Säulenhalle um das berühmte Kyrosgrab entsprechen. Eine andere Trümmerstätte zeigt Säulenreste aus der Zeit des zweiten Artaxerxes mit einer Keilinschrift auf einer Base. Das Prunkstück der Altertümer von Hamadan aber ist ein arg verstümmelter gewaltiger steinerner Löwe. Wo stand der Königspalast, der Tempel der

1) Oder „Harkessaia". Karhar wechselt mit Harhar, Kamban mit Hamban; gerade im Kassi-Gebiete scheint k für h zu gelten.

Anahita, das Schatzhaus, das Reichsarchiv? Wo liegen die Reste der 7 Mauern in 7 verschiedenen Farben? Wo liegen die Keilschrifttexte der Mederkönige, die Siegesstelen der Assyrerkönige aus dem Zagros, die nordelamischen Keilinschriften der Kassifürsten? Noch niemals haben an dieser so hochwichtigen Stelle wirkliche Ausgrabungen stattgefunden! Siegelzylinder, geschnittene Steine und Münzen besonders aus Parther- und Sassanidenzeit, werden gelegentlich gefunden und von Reisenden überall hin verstreut. Nach Osten wird die Stadt von dem Musallah-Hügel begrenzt, der offenbar die Burg getragen hat. — Das heutige Städtchen Hamadan ist nur halb so groß wie Kirmanschahan und eigentlich nur bekannt



14: Funde von Hamadan.

durch Teppichweberei und das Grab des berühmten Arztes, Mathematikers, Astronomen und Philosophen Ibn-Sina (Avicenna) der hier 1037 seinen Tod fand.

Im Süden sehen wir eine kahle Gebirgsmasse, auf deren Ausläufer die Stadt sich hinan zieht. Es ist der Stock des Älwänd, der über erhebliche Wassermengen verfügt und seine Nachbarschaft fruchtbar macht und Hamadan mit gutem Trinkwasser versorgt, zugleich auch mit Eis, und freilich auch mit lange dauerndem Winter; man glaubte früher, daß der steinerne Löwe dafür sorge, daß der Winter nicht zu arg werde. — Bei einer Gandsch-Namah (Schatzhaus) genannten Stelle finden sich zwei flache Nischen mit den bekannten Älwänd-Keilschrifttexten des großen Dareios und des Xerxes. Es ist fraglich, woher der

heutige Name Gandsch stammt, und wir werden bald Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen. Zunächst noch einiges über den Älwänd, der wohl früher nicht so baumlos gewesen sein mag, vielmehr das Bauholz für die Deckbalken der Paläste und Häuser der Mederhauptstadt hergab. Seine Höhe wird neuerdings auf 3400 m über Hamadan angegeben, wobei aber zu berücksichtigen ist, daß er bereits einem ziemlich hohen Hochplateau aufsitzt. Obgleich er also mit annähernd 5270 m über dem Meeresspiegel noch immer hinter dem auf fast 45 Meilen sichtbaren Demawänd mit seinen 6080 m zurück bleibt, beherrscht er doch seine östliche Nachbarschaft zur Genüge,



15: Hamadan und der Älwänd.

um den Ruf eines „Götterberges" zu rechtfertigen. Sein Name ist wohl ursprünglich auch nur der Beiname einer Gottheit, und zwar einer Flußgottheit, wie wir ihn ja bereits als Flußnamen kennen gelernt haben. Nach Westen (zur Dijala), nach Süden (zum Gamas-ab) und nach Osten in die ohne ihn trostlose Wüste, der er einen zweiten Kara-Ssu[1] zusendet, gibt er seine Wasservorräte ab. Die Gottheit des Älwänd ist Apam Napat, ursprünglich eine Mythengestalt als „Enkel der Gewässer", später unter Umdeutung des Namens ein Kultgott als „Nabel der Gewässer". Wir müssen wohl annehmen, daß eine ent-

1) So der türkische Name, iranisch hieß er Arwant, heute Narwänd.

sprechende Gottheit schon von den Vorgängern der Meder, also zunächst den Kaspiern, hier verehrt worden ist[1]. Der Name Älwänd, in älterer Gestalt Arwant, ist iranisch und von den Griechen als „Orontes" überliefert. Auf dem Älwänd wächst aber auch jene aus 1001 Nacht bekannte Wunderpflanze, die man zur Herstellung des „Steines der Weisen" benötigt, mit dessen Hülfe man bekanntlich Gold machen kann. Es ist kaum zweifelhaft, daß damit die heilige Homa-Pflanze gemeint ist, und der Gott Homa ist im Grunde genommen die gleiche Gestalt wie Apam Napat. Beide sind Reichtum und Fruchtbarkeit spendende Mondgottheiten und hatten ihren lokalen Vorgänger wohl in dem zagrischen Hanubani. Die westlich anstoßende Landschaft heißt heute Tschamabadan, zur Achamanidenzeit in der dortigen Mundart Kampantas oder iranisiert Kambadan, und in assyrisch-babylonischer Form Hambandi, d. h. Hanuban-Land.

In engen Beziehungen zu Apam Napat stand natürlich die Göttin der Wasser, Ardwi Sura Anâhitâ, noch in später Zeit eine Hauptgöttin des persisch gewordenen Elams, der Provinz Susiana, zugleich aber der höher gelegenen Zagros-Gebiete, aus denen die Ströme der Susiana her flossen; auch bei ihr, oder vielmehr gerade bei Anahita, können wir ziemlich bestimmt annehmen, daß sie das Land bereits beherrschte, ehe die Stämme der Iranier einwanderten.

Ob wir von Hamadan aus den Älwänd östlich oder westlich umkreisen, beide Wege münden vor Kengâwär[2] in einander, um von hier westwärts unsere schon bekannte Karawanenstraße zu bilden. Hier stand ein Tempel der Anahita zur Partherzeit, von dem noch die Trümmer zu sehen sind, eine Rampe mit 8 Säulen in wesentlich griechischem Stile, wie er zur Partherzeit üblich war. Die Sassanidenzeit sah hier einen berühmten Palast des Chusraw II. Die Griechen nennen den Ort „Konkobar", und die Iranier hatten offenbar ihre eigene Erklärung des Namens, indem sie sich den zweiten Bestandteil als ihr „Wara" (= Garten, Gehege) zurecht legten. Für den ersten Teil hat man an eine im Rgweda genannte Göttin

1) Man erzählte von „Semiramis", sie habe, um die Stadt mit Wasser zu versorgen, einen Kanal von 15 Fuß Breite und 40 Fuß Höhe durch den Älwänd gebrochen, um das Wasser von dessen anderer Seite her nach Hamadan zu leiten. — Die Assyrer erwähnen mehrfach einen oberen und einen unteren Kanal in der Landschaft Araziasch, die in die Nachbarschaft von Hamadan fallen muß.

2) Auch Kinkiwar genannt; ein anderer Ort dieses Namens lag in Bochtân.

Gungu gedacht, vielleicht dürfte sogar auch an die heilige Ganga erinnern. Noch näher liegt es, das im Awesta erwähnte Kangha-deza heranzuziehen, da *deza* (wie im Worte Para-dis) etwa die gleiche Bedeutung hat wie Wara, und die Paradies-Landschaft Kang-diz in das Gebiet von Kirmanschahan versetzt wird. Aber in keinem Falle ergäbe sich eine iranische Etymologie des ersten Bestandteiles, und so kommt sehr in Betracht, daß wir in altein-heimischen, elamischen Namen von Städten und Landschaften im Zagros ein allerdings auch noch unerklärtes Wort „Kangi" (Kingi, Gingi) finden, und unter anderen einen Gau-Namen „Gingibir",



16: Ruinen von Dilawär.

dessen Fürst Tâtâi um 820 dem Assyrerkönig Samsi-Adad Tribut sendet, nachdem die Meder und die Landschaft Araziasch unterworfen waren. Mit dem erwähnten „Kangi" könnte auch die ursprüngliche Form von Gandsch-Namah zusammenhangen, dem Orte der Älwänd-Keilinschriften. Jedenfalls haben wir in Kengawär einen alten Kultur- und Kultsitz zu sehen, und vermutlich handelt es sich um die Verehrung einer nordelamisch-kaspischen Wassergöttin.

Drei Parasangen östlich von Kengawär stand in der Partherzeit ein Zollhaus (Badschigrabana); der Ort ist unbekannt und Trümmer sind bisher nicht gefunden. Der Amerikaner Jackson sucht die Stätte im heutigen Assadâbâd, einem ständigen Karawanenhaltorte

auf dem Wege westlich um den Älwänd; er könnte ebenso gut auf dem Ostwege gelegen haben, etwa beim heutigen Örtchen Bordsch. Beide Orte liegen in Tälern, die von Ruinen wimmeln. Bei Bordsch liegen die Reste einer alten Stadt und Burg, die nach dem Dörfchen Dilâwär benannt werden. Vom Zollhause kam man auf dem Wege nach Hamadan über das Schloß Adrapana; auch von diesem sind keine Trümmer bisher bekannt. Vielleicht haben wir sie in Dilawär zu vermuten. Etwa in der Mitte zwischen Dilawär und Kengawär liegt die parthische Trümmerstatt von Wälâzgerd, und in dessen südlicher Nachbarschaft wäre, nach De Morgans Karte zu schließen, eigentlich die wahrscheinlichste Lage für das Zollhaus, das dann die Wege über Aßadabâd und Bordsch zugleich beherrscht hätte.

Westlich von Kengawär, bei Sahna, bereits im Tale des Gamas-Ab und etwa auf halbem Wege nach Bistun, hat man ein Felsengrab gefunden. Es liegt ungefähr 30 m über dem heutigen Erdboden in einer Felswand und war nur von oben her an einem Seile zu erreichen. Ähnlich den Königsgräbern der Achamaniden, noch ähnlicher aber der schon erwähnten Felskammer von Sär-i-pul-i-Zohab, bildet es eine kleine Vorhalle, die von zwei Säulen getragen war. Die Säulen sind auch hier verschwunden, und nur zwei rechteckige Basen bezeichnen ihre Stelle; in der Rückwand sind über einander zwei Grüfte. Es ist zweifelhaft, aus welcher Zeit das Grabmal stammt; vielleicht darf man an die Mederzeit denken, da der Stil vorachamanidisch scheint.

Von Sahna aus führt die Straße am rechten Ufer des Gamas-Ab weiter, bis sie kurz vor Bistun den Ab-i-Dinawär überschreitet. Das Tal, das der Unterlauf dieses Flusses und der Gamas-Ab bilden, ist von Ruinen übersät. Eine besonders große Gruppe bildet aber die Trümmerstätte der von der Partherzeit bis in die arabische blühenden Stadt Dinâwär am Oberlaufe des nach ihr benannten Flusses; auch hier findet man in großer Menge kleinere Altertümer, ähnlich den von Hamadan. Wie alt die Stadt war, können nur Ausgrabungen ergeben; sie liegt in einem fruchtbaren Tale, das offenbar in der Vorzeit einen See bildete, bis das Steigen des Schwemmlandes dem Wasser einen Durchbruch nach Süden ermöglichte. Eine zweite größere Gruppe ist die schon erwähnte von Tacht-i-Schirin am linken Ufer des Gamas-Ab. Auch hier kann nur der Spaten lehren, aus welcher Zeit die älteste Stadtanlage stammt. Die kleineren Trümmerhaufen liegen am dich-

testen um den Einfluß des Ab-i-Dinawär in den Gamas-Ab, in nächster Nähe von Bistun.

Von Tacht-i-Schirin nach Süden kommen wir zum Dorfe Särmâdsch, das ganz auf den Trümmern einer sassanidisch scheinenden Bauanlage errichtet ist. Auf dem Ruinenhügel liegen ornamentierte Steine, die einen seltsamen, an amerikanische Ornamente erinnernden Stil aufweisen. Die behauenen Steine der alten Paläste dienen hier wie mancher Orten den Lehmhütten der Kurden als Schwellen und Fundamente. Nach OSO. sind die Reste der alten



17: Ornament von Särmâdsch.

Stadtmauer noch heute etwa 6 m hoch; sie bestand aus unbehauenen großen Steinen, die mit Gips verbunden sind.

Südlich von Särmâdsch, bei Surchädä, am linken Ufer des Gamas-Ab, hat Oskar Mann ein Felsgrab entdeckt, das im Ganzen den gleichen Stil aufweist wie das Dukkan-i-Daûd und das bei Sahna, aber kleiner und ohne Säulen.

Südöstlich davon liegt das Dorf Härsin, in üppiger Gartenkultur, mit Säulen, Kapitellen, den Resten eines Aquäduktes aus großen behauenen Quadern. An der Quelle, die die Wasserleitung speiste, befindet sich wieder eine geglättete Felswand[1], ähnlich der

1) Eine dritte dieser Art fand O. Mann in der Nachbarschaft von Gärräbân.



18: Felsgräber bei Tschämän-i-Ismail.

von Bistun. Die Ruinen ähneln denen von Särmâdsch, weichen aber beide von den bekannten sassanidischen stark ab. Sind sie in die spätere Sassanidenzeit zu versetzen oder gehören sie etwa den Parthern an? Wir buchen alle diese Trümmerstätten, weil ohne gründliche Spatenarbeit niemand bestimmen kann, seit wie alter Zeit hier Kultursitze bestanden, die ja an die Existenz von Quellen in erster Reihe gebunden sind.

Von Härsin über eine Zagroskette nach Westen gelangen wir in ein Tal, dessen Wasser dem Gamas-Ab zufließen. Hier entdeckte



19: Relief über dem kleinen Felsgrabe von Tschämän-i-Ismail.

de Morgan drei Felsengräber bei **Tschämän-i-Ismail** von gleicher Art wie das bei Surchädä. Auch Oskar Mann hat sie photographiert und vermutet, daß in dieser Gegend noch weitere zu entdecken sein werden. Inschriften sind an keinem der Gräber gefunden; um so interessanter ist das Relief über dem kleineren der 3 Gräber.

So haben wir denn jetzt die Karawanenstraße von der persisch-türkischen Grenze bis zur alten Meder-Hauptstadt behandelt.

Machen wir noch einen Abstecher in die Nachbarschaft. Südlich vom Alwänd, in einem nach der Zagros-Regel von Nordwest nach Südost gefalteten Tale liegt die Stadt **Nehawänd**, drei Tagereisen von Hamadan. Hier fiel, es soll 642 gewesen sein — die

Überlieferung schwankt in der Zahlangabe — die letzte Entscheidung zwischen dem Islam und den Sassaniden, und seitdem zehrt der „Orient" von den Überbleibseln der Kultur der Neuperser, unfähig Neues zu schaffen; obgleich die Perser das einzige Kulturvolk des Islams in Asien geblieben sind, die Träger der Blütezeit des Chalifats wie der Mongolen, die einzige überhaupt kulturfähige Nation des heutigen Vorderasiens, haben auch ihre eigenen nationalen Anläufe nie wieder erreicht, was die Sassaniden errungen hatten, und was die spätere Zeit noch schuf, das waren Nachahmungen einer besseren. Von den „Arabesken" an bis zur Moschee von Cordova, von der „arabischen" Geographie an bis zu den verschiedenen Formen der Dichtung, alles, was der islamische Orient in Kunst und Wissenschaft, in Technik und Organisation besessen hat und besitzt, ist persisches Kulturgut, zum letzten Male von Persern geprägt, auch wenn es aus altersgrauer Zeit herüber genommen war. So bedeutet der Name Nehawänd für die Geschichte des Orients den Beginn des absteigenden Astes. — Die vielbesprochene Karawanenstraße hatte die Araber nach Iran geführt, und das letzte namhaftere persische Heer unter Firuzan unterlag dem unaufhaltsamen Ansturme des islamischen Fanatismus, ja, Nooman, der Feldherr Omars, soll sogar die Minderzahl gehabt haben; er fiel selbst in der Schlacht, die zwei bis drei Tage gedauert haben soll. Zwei Jahre später fielen auch Hamadan, Isfahan, Kaschan und Kum in die Gewalt des Islams, und 651 fand der flüchtige letzte Sassanide Jezdegerd III, den Tod.

Nehawänd ist nicht ohne „Ausgrabungen" geblieben. Schah Naßr-ed-din hat sie veranstaltet. Er suchte Gold. Man fand ein Grabmal mit einem Sarkophage und alte Waffen, die nicht mehr brauchbar schienen, und warf sie weg. Nach arabischer Überlieferung sollen in Nehawänd Statuen eines Stieres und eines Fisches vorhanden gewesen sein; vielleicht stimmt dazu die von Ibn Hauqal erwähnte Lage, daß die Stadt von Noah gegründet worden sei; auch berichtet derselbe von einer Wunderquelle in dieser Stadt, die täglich einmal Wasser sprudelte und es dann wieder verschluckte. — Mehrere Häuser der Stadt sollen auf sehr alten Trümmern erbaut sein; schon zu Ptolemaios' Zeiten führte sie den Namen Nisawanda.

Unsere Karawanenstraße durch die zagrischen Tore scheidet die Gesamtmasse der Randgebirgsketten in einen nördlichen und einen südlichen Teil. Von ihrer Mitte aus strömt der Kärcha nach Süden

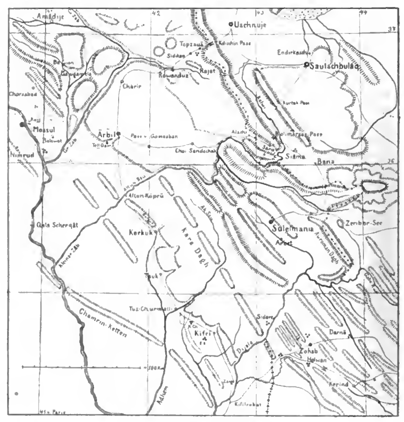
ab, und im Westen begleitet sie den Holwan-Fluß zur Diala, deren Oberlauf als Gabe-Rud aus der Richtung von Hamadan kommt und das Sungurgebirge im Norden umfließt. Überschreiten wir von Zohab aus nach Norden diesen Fluß und zugleich die persische Grenze, so kommen wir in eine gesegnete Landschaft, das Schähr-i-zor, in dessen Norden oder richtiger Nordwesten, denn die Gebirge haben wieder ihre bekannte Richtung, die Stadt Suleimania liegt, die Hauptstadt eines ganzen, nach ihr benannten türkischen Sandschak, das zum Vilajet Moßul gehört. Die alte Hauptstadt[1] soll Mim, Dizdan oder Nimra geheißen haben; der letztere Name erinnert unwillkürlich an die Landschaft „Namri" der Assyrer. Die geschützte Lage, der fruchtbare Boden und das klare Wasser begründen zur Genüge die Anwartschaft des Schährizors, in früheren Zeiten höherer Kultur einmal eine sehr wesentliche Rolle gespielt zu haben. Wie die vorher besprochene Landschaft von Kirmanschahan physikalisch-historisch einen iranischen Ausläufer in den Zagros hinein darstellt, so bildet das Schährizor mit den im Norden sich anschließenden Gauen politisch eine türkische Halbinsel im Iranischen, dessen nordöstliche Spitze den Kuh-i-tschihil-tschäschmäh („Berg der 40 Quellen") erreicht. Diesem entspringt auch der Schirwan-Rud und ein zweiter, südlicherer Fluß, die bald gemeinsam dem Tscham-i-Kisildschik zueilen. Der letztere ist ein linker Nebenfluß des unteren (oder „kleinen") Zab, dessen die Zagrosketten durchsägenden Lauf wir später verfolgen werden. Gerade das Schährizor ist gegen Persien ausnahmsweise durch einen Gebirgs-Querriegel abgeschlossen, an den sich dann in wieder regelrechter Richtung der Awroman-Dagh anschließt, dessen Kämme hier zugleich eine natürliche wie auch die heutige politische Grenze bilden.

Verfolgen wir den Lauf der Diala aufwärts, also östlich des Awroman-Dagh, im persischen Gebiete, nach Norden, so verschwindet zunächst der Name des Flusses, wie in diesen Gegenden überhaupt ungemein häufig der Oberlauf einen anderen Namen führt als der Mittellauf und oft auch der Unterlauf[2]. Der Fluß entspringt wohl aus einem See, der früher einmal erheblich wasserreicher gewesen zu

1) Sie wird beim heutigen Arbet, südlich von Suleimania gesucht, wo ein großer Schutthügel und reichlich gefundene Altertümer die Lage einer ehemals blühenden Stadt anzeigen.

2) Die Diala selbst soll im Mittellaufe heute eigentlich Ab-i-Schirwan genannt werden und ihren bekannteren Hauptnamen nur von Kisil-Robat an abwärts führen, das heißt 2—3 Meilen lang, denn nachdem sie bei Manßurieh die Chamrin-Kette durchbrochen hat, löst sie sich in verschiedene Läufe auf.

sein scheint, dem Zäribâr-See, und dieser Oberlauf nimmt dann nach einem Städtchen den Namen „Fluß von Derud“ an und wird als solcher von links (Osten) her durch den Gabe-Rud verstärkt. Auch dieses Flußtal, vom Zäribâr-See bis zum Gabe-Rud hat den



20: Der nördliche Zagros.

Anspruch, auf Grund seiner natürlichen Vorzüge, die denen des Schähriżor ähneln, im Altertume schon eine Rolle gespielt zu haben.

Den nun weiter folgenden nördlichen Teil des Zagros können wir am ehesten uns dadurch etwas einzuprägen suchen, daß wir den einzelnen Stromläufen folgen, deren Wassermassen sämtlich dem Tigris zueilen und die von Nordost nach Südwest eine Reihe von Zagrosketten durchbrechen.

Das Stück zwischen der Diala und dem kleinen, oder wie die Assyrer sagten, unteren Zab läßt sich ziemlich schematisch und doch leidlich zutreffend, durch eine Kartenskizze verqnschaulichen.

Von der Tigris-Ebene an folgen einander immer Bergwall und Tal, alle von NW. nach SO. verlaufend und im allgemeinen immer höher ansteigend, und etwa senkrecht zu dieser Richtung brechen nach SW. hin die Flüsse durch, die der Tigris aufnimmt. Verfolgen wir von der Diala an die Richtung der zweiten Bergreihe zwischen der Chamrin-Kette und dem Kara-Dagh, so führt der



21: Tal des kleinen Zab.

Weg von Kisil-Robat über Zangâbâd, dann den Tschämän-Ssu nach Kifri, wo ein zweiter Fluß durchbricht. Südwestlich bei Eski-Kifri, liegen Ruinen. Weitere finden sich bei Kisil-Charâbäh. Es folgt der Tscham-i-sesid (Ak-Ssu) mit der Stadt Tuz-Churmatli, bei der sich Naphthaquellen finden. Von hier soll ein Backstein stammen mit der Aufschrift: „Palast des Puchia, Sohnes des Asiru, Königs des Landes Churschiti". Fast könnte man sich versucht fühlen, für das Zeichen *schi* dieses Namens einen anderen Lautwert, etwa ein *mach* zn vermuten, so daß der alte Name noch heute erhalten wäre; man schreibt den heutigen Namen auch „Tuz Churmati", und das tl scheint ein modifiziertes t zu sein.

Von Taûk an mehren sich die Durchbrüche der Gewässer bis nach Kerkuk[1] hin, wo der Chassa-Tschai durchbricht, der sie aufnimmt. Dieser dürfte der Radanu der Assyrer sein, der Tscham-i-sefid entspräche dem Turnad. Ungezählte Male müssen assyrische Heere diese Straße gezogen sein. Sie führt weiter nach Altun-Köprü[2], wo der untere Zâb durchbricht und die Wege nach Arbela und — über den großen Zâb — nach Ninua sich scheiden.

Hier lassen wir ein historisch höchst bedeutsames Stück Land wörtlich genommen „links liegen". Die Namen Qala-Scherqât, Nimrûd, Môßul, Chorsâbâd, Bawiân und Gaugamela auf dem Kärtchen mögen daran erinnern, wie nahe der Zagros an den Toren der assyrischen Hauptstädte vorbei streicht. Auch die Perserzeit begann hier mit dem Baue eines Königsschlosses Sadraka (bei Ptolemaios verschrieben in „Sakada"), der zweite Artaxesses fügte seinen Tempel der Anahita zu, und wo der erste Dareios seinem treuen Kamele als getreuer Mazdajasna sein „Haus" gebaut haben soll, dort verlor der dritte Dareios Vorderasien. Wo die assyrische Perserresidenz gelegen habe, ist noch unbekannt; von Dörfern der Königin Parysatis am kleinen Zab berichtet Xenophon.

Erst den großen Zab verfolgen wir nun aufwärts. Von Kerkuk führt die Straße nach Ärbil, dem alten Arba-ili, der „Viergötterstadt", wenn dieser Name nicht etwa eine assyrische Volksetymologie war. Von hier führt ein Weg nach Osten, auf dem man über den Zagros gelangen kann, und zwar geht er über den Paß von Gomesban nach Choi-Sandschak und weiter über den Kurtak-Paß nach Sautsch-Bulaq. Der letzte türkische Ort ist Alschi. Der Weg führt weiter über Särdäscht und an den Ruinen von Siâma vorbei nach Bane, oder nördlich über den Bolimarsas-Paß und den Kelwi, der als Oberlauf des kleinen Zab gilt, und weiter über den Kurtak-Paß nach Sautschbulak. Auch dieser Weg mag oft genug assyrische Heere gesehen haben, wird sogar neuerdings als der einzige bezeichnet, der für Heere überhaupt gangbar gewesen sei. Die heutige Hauptstadt des Gebietes südlich vom Urmiasee ist Sautschbulaq. Das Altertum scheint den Hauptort der fruchtbaren Landschaft etwa eine Meile weiter nördlich gesehen zu haben, wo jetzt die Ruinen

1) Die ältere Namenform ist Karchâ, bezw. Slôch, der Gau hieß Bêth-Garmê nach den Garamäern oder Gurumäern.

2) Der heutige Name „Goldene Brücke" stammt von den Trümmern einer Sassanidenbrücke; sie soll ehemals 29 Bogen gehabt haben. Der Fluß heißt auch Altun-Ssu; die griechischen Geographen nennen ihn Kapros.

von Schahr-i-Wirân liegen. In den Felsen östlich dieser Stätte, bei Endir-Kasch entdeckte Rawlinson ein Felsgrab, vorn wieder mit zwei Säulen, aber noch mit zwei weiteren im Innern. Wieder fehlen Relief und Inschriften, aber spätere Besucher haben in aramäischen und Pahlawizeichen sich hier verewigt.

Der bekanntere Weg aber führt nördlich über Chärir im Zab-Gebiete, biegt dann bald ostwärts ab und erreicht einen der beiden Quellflüsse des Zab, der gleichfalls im Oberlaufe seinen Namen



22: Felsgrab von Endirkasch.

einbüßt. Der Fluß, in dessen Richtung der Weg nun aufwärts geht, heißt der Rowanduz-Fluß, nach einem weiter aufwärts gelegenen Städtchen (auch Rowandiz genannt). Dieser Weg wird besonders zwischen der Stelle, an der er den Fluß erreicht, und Rowanduz als überaus beschwerlich geschildert. Von einem engen Kañon aus hat man zunächst 700 m hohe, fast senkrechte Felswände zu erklimmen, dann geht es etwa 400 m abwärts, zwar nicht besonders steil, aber dauernd über glatte Felsen, dann wieder aufwärts, und endlich wieder 200 m hinab nach der Stadt, die wieder am Flusse liegt.

Ein Quellfluß kommt von NO. her, und an ihm entlang geht es weiter über Sidikan und Topzauä nach der türkisch-persischen Grenze und weiter nach der persischen Stadt Uschnuje.

Sidikan hat noch den alten Namen der von Plinius erwähnten Sidicae bewahrt. Südöstlich der Ortschaft liegen Ruinen, in denen man die von Sarrukin genannte Stadt Mußaßir vermutet.



23: Die Stele vom Kel-i-schin-Passe.

Der Paß an der Grenze heißt der Kel-i-schin-Paß nach einer Stele, die als Kel-i-schin, d. h. als blaugrüne Stele, bezeichnet wird. Der Stein ist nur etwa mannshoch, einen Fuß dick und zwei Fuß breit, und steht einsam und allen Unbilden der Witterung ausgesetzt auf einem mit Steinen bedeckten Felde. Er trägt eine urarthische (chaldische, biainische) Inschrift des Ispuinis, Königs von Biaina (Wan), und eine assyrische Übersetzung derselben. Es ist vermutlich eine Siegesstele, die die Beute aufführt, die der König gemacht hat. Der Paß selbst scheint als die „Tore der (Gottes) Chaldis" bezeichnet zu werden. Auch bei Topzauä ist eine doppel-

sprachige Steleninschrift entdeckt worden, sie rührt von Rusas I her und belegt noch weiter, daß wir hier im Machtgebiete von Urarthu-Biaina sind. Noch von weiteren Stelen dieser Art wird gesprochen, doch wird man Genaueres abzuwarten haben. Jedenfalls hat der Kel-i-schin-Paß eine erhebliche Rolle gespielt, sowohl bei den Feldzügen der Chalder-Könige wie der Einwanderung iranischer Stämme nach Südosten.

Es ist schwer zu sagen, wie weit der Begriff des Zagros nach Nordwesten auszudehnen sei, denn auch über den Oberlauf des großen Zab hinaus folgen noch ähnliche Ketten, und dieses Gelände ist überhaupt noch wenig bekannt. Von den Assyrern ist es oft durchzogen worden, und Layard glaubt den an vielen Stellen in den Felsen gehauenen Weg nach Dschulâmerik (nordnordöstlich von Amadije) noch den Assyrern zuschreiben zu sollen.

Die westlich anschließende Landschaft Bohtân ist von Martin Hartmann in einer „topographisch-historischen Studie" (Mitteilgn. d. Vorderas. Gesellschaft 1896/7) behandelt worden.

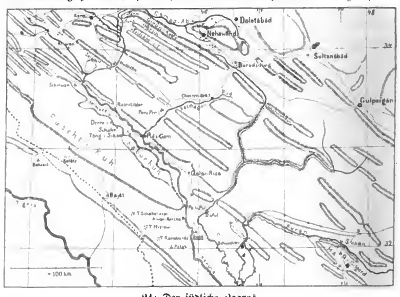
Wir hatten zuerst das Gebiet der Karawanenstraße behandelt, dann uns nach Norden gewandt, und haben nunmehr den südlichen Teil des Zagros nachzuholen.

Der aus dem Gamas-Ab und Kara-Ssu entstehende Strom führt erst im Mittel- und Unterlaufe den Namen Kärcha[1]. Sein Stromsystem verbindet den Älwänd (bei Hamadan) sowie Nehawänd, Bagistan, Kirmanschahan mit Susa, an dessen Burghügel er im Westen vorüber strömt. Bei Gärräbân tritt der Fluß in ein imposantes Kañon-Gebiet, fließt bald westwärts, Kette auf Kette durchschneidend, bis sich auf dem rechten Ufer bei Huleilan ein mit Ruinen besätes Tal auftut, durch das eine Straße nach Kirmanschahan führt. Auch auf dem linken Ufer und hinter der nächsten Kette setzen sich die Trümmerstätten fort, und bei Zeïsch scheint eine größere Stadt gelegen zu haben. Aber auch die im Tale des Ab-i-Kerind aufwärts führende Straße kommt bald an den Ruinen einer alten Stadt vorüber, und nach Norden folgen weitere bis zur Karawanenstraße, besonders umfangreich wieder bei Harunabad.

Der Kärcha oder Seimere biegt bald nach Aufnahme des Ab-i-Kerind nach Süden ab und erreicht nach kurzem Laufe ein

1) Nach neueren Forschern vielmehr Seïmere, und erst von Pul-i-Täng an Kärcha.

neues Tal. Hier tritt der Strom in die in der Zagros-Richtung sich entlang erstreckende Landschaft Masabadan ein. Die Landschaft hieß im Altertume Masabatika, was auf einen elamischen Namen Masa-ba-ti schließen läßt (vgl. S. 22), und wird von einer Straße durchzogen, die von den Ruinen von Ariwdschan (bei Zarna, vgl. S. 4) her dem Tale des Seimere zustrebt, das sie bei den Ruinen von Schirwan erreicht[1]. Diese gehören hauptsächlich der Sassanidenzeit an und sind für dieselbe baugeschichtlich von großer Bedeutung, ja man sieht in ihnen die Vorbilder jener Art des Häuser-

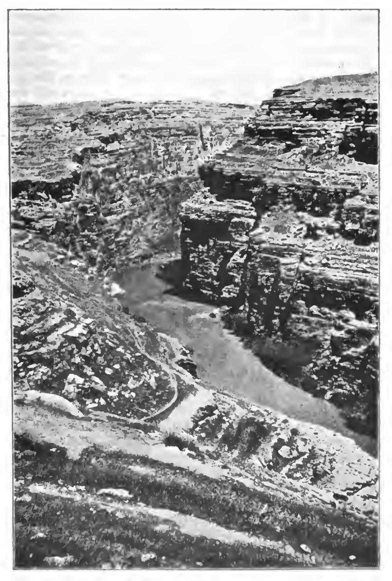


24: Der südliche Zagros.

baues, der durch die Araber überall hin verschleppt worden ist. Die Häuser sind aus Steinmauern errichtet mit reichlichen Rundbogengewölben und reich ornamentierten Wänden. Eine größere Ruine wird als Palast des Chusraw Anoschirwan bezeichnet. Unter der Erde werden Backsteine mit elamischen Inschriften liegen.

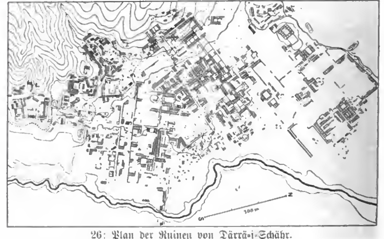
Unerforscht sind noch die Ruinen von Ruar-i-Lialar, wo auf dem von den Flüssen umströmten Südabhange des Gebirges

1) Auch der von Schirwan aus nach dem Tigris zu durch das Ajtab-Tal führende Weg ist mit sehr alten Trümmerstätten bezeichnet, wie Gulaman-Tepe, Zizzir-Tepe, und andere. Weiter nach NW., schon südlich von Holwan, liegen die großen Ruinen von Gilan.



25: Kañon des Seimere.

eine alte Festung gelegen hat. Sie muß ihre Bedeutung gehabt haben, nur haben hier noch keinerlei Ausgrabungen stattgefunden, die uns vermutlich gar bald den alten Namen der Stadt und die der Könige von Elam verraten würden, die hier gebaut haben. Der heutige Name der Trümmerstadt klingt persisch[1] und hat vielleicht schon der späteren Stadt angehört, die in der Perserzeit hier gestanden haben wird. In dem Tale und in den Bergen auf dem rechten Ufer des Seimere folgen nun Ruinenstätten in großer Zahl, meist Städte, die in der Sassanidenzeit in hoher Blüte standen, aber zum großen Teile wohl in altelamischer Zeit schon vorhanden



26: Plan der Ruinen von Därrä-i-Schähr.

waren. Am engsten liegen sie zusammen bei Täng-i-Sikan und weiter bergauf bei Därrä-i-Schähr[2]. An dieser Stelle ziehen sich auch auf dem linken Ufer die Ruinen bis in die Berge hinein, ja über die erste Kette bis in das dahinter liegende Tal. Die Straße übersetzt dann weiter südlich bei Pul-i-Gamaschân den Seimere; hier nimmt er den Kaschagân-Rud als linken Nebenfluß auf.

Der Kaschagân-Rud entspringt in der südöstlichen Fortsetzung der Girün-Kette, dem Sefid-Kuh. Wandern wir von Nehawänd in der

1) Sie wird auch, wie der Gau, in dem sie liegt, als Rud-bar (Flußtal) bezeichnet; die Angaben über ihre Lage schwanken leider, und es scheinen Verwechselungen (in Folge Wiederkehrens des Namens Rudbar) im Spiele. Südlich von Schirwan kennt De Morgan ein „Täng-i-Lalar".

2) Auch Schähr-i-Chusraw oder Seimere genannt.

durch das Gebirge gegebenen südöstlichen Richtung aufwärts, so kommen wir nach Burudschird, einer ziemlich bedeutenden Stadt; von dieser aus führt über den Sefid-Kuh ein Weg nach Chorrämâbâd im Stromgebiete des oberen Kaschagan-Rud. Hier lag eine alte Stadt auf dem linken Flußufer; ein 18 m hoher Turm und verschiedene andere Ruinen sind noch erhalten; von einer Brücke über den Fluß standen vor 30 Jahren noch 10 Bögen. — Auf dem benachbarten Kuh-i-Jäftäh soll ein „versteinerter Reiter" sein. Zwischen Chorrämabad und Pul-i-Gamaschan liegt auf dem rechten Ufer des



27: Ansicht von Kabur-Kuh.

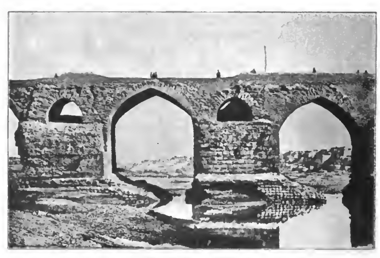
Kaschagan-Rud die Trümmerstätte Pärû-Päriz. Von hier geht die Straße über den Kaschagan-Rud auf einer von Schahpuhr I gebauten Brücke von Dschaidär, die in einem einzigen Bogen den Fluß überspannt, und dann südwärts zum Seimere.

Die hohe Gebirgkette, die bisher den Seimere im Süden begleitet, ist der Kabur-Kuh, die Fortsetzung jener Kette, an deren Südabhange entlang wir vorher die Straße von Kisil-Robat bis Altun Köprü verfolgt haben. Südlich der großen Ruinen von Därrä-i-Schähr treten die Berge so eng zusammen, daß wieder eine lange Kañon-Strecke[1] entsteht, durch die sich der Fluß in vielen Win-

1) Täng-i-Säzebänd.

dungen durcharbeitet, so daß auch der Unterlauf vom Mittellaufe geschieden wird. Man begreift daher leicht die drei Namen Gamas-Ab, Seimere und Kärcha. Der Kabur-Kuh wird endlich niedriger, und der Kärcha kann sich nach Süden wenden.

An der Biegung liegt auf seinem linken Ufer die Burg Qala-i-Riza. Weiter südlich folgen die Ruinen von Qala-i-Kasim, dann die von Pâ-i-pul und die von Aiwan-i-Kärcha, endlich der Burghügel von Susa, alle in etwa gleichem Abstande von einander. Etwa 20 Meilen südwestlich folgt dann noch die Ruinenstätte von Patak.



28: Brücke von Dizful.

Zwischen Puscht-i-Kuh[1] und der noch südlicheren Chamrin-Kette breitet sich eine nach NW. sich verengende Ebene aus mit den Trümmerhügeln von Bakſâjäh und Kelâtäh, beide im Nordwesten, weiter von Bajât (am Tib-Flusse), Tepe Schakal-espi, Tepe Miziâw und Tepe Ramäh-bordäh. Die bedeutendsten sind Bajât und Miziaw. Letztere Stätte zeigt einen kleineren südlichen und einen größeren nördlichen, von einer rechteckigen Stadtmauer umschlossenen Trümmerhaufen. Die Ebene heißt Däscht-i-Achbar

1) Puscht-i-Kuh heißt die äußere Randkette des Gebirges, dessen innere (nordöstliche) der Kabur-Kuh (auch Kour-Kuh gesprochen) ist; zugleich wird das Gesamtgebirge Puscht-i-Kuh genannt.

und ist heute nur von Nomaden (Beni-Lâm und Sägwänds) bewohnt. Vor ihr in der Ebene von Dizful liegt Patak mit altelamischen Trümmern, und vermutlich sind auch die vier vorgenannten Ruinen der gleichen Zeit zuzuweisen, während die im Bereiche des Kärcha liegenden zumeist sassanidisch sind, wenngleich auch sie die Lage altelamischer Städte bezeichnen mögen. Aiwan ist durch die Trümmer eines großen Bogens (Taq-i-Aiwan) bekannt, den Rest eines Sassanidenpalastes.



29: Ruinen von Taq-Aiwan-i-Kärcha.

Dizful, die heutige Hauptstadt des alten Elam, liegt am Ab-i-Diz, der aus dem Tale von Burudschird herab kommt. Die Straße geht südöstlich weiter nach Schuschter am Kuran, und dessen Laufe wollen wir noch ein Stück aufwärts folgen auf einer von vielen Kastellen geschützten Straße, die nach Isfahan führt und den Fluß auf seinem rechten Ufer in der Höhe begleitet. Vom Kastell von Bäzuft führt ein Weg hinunter an den Kuran, und hier liegt auf seinem rechten Ufer die Ruinenstätte Susan und auf dem linken hinter einem Bergabhange, die durch ihre Reliefs berühmte Ebene von Mal-Amir mit den Ruinen von Qala-i-Gilgird[1].

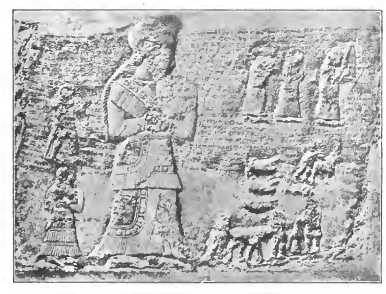
1) Im Altertume Giligerda, das „Schloß der Vergessenheit" der Sassaniden, später Idedsch.

Die Ebene von Mal-Amir enthält in der Mitte zwei Ruinenstätten und an diesen in den einschließenden Felsabhängen zwei enge Schluchten, genannt Kul-i-Färâ und Schikaftäh-i-Salmân. In den Ruinen hat man juristische Urkunden in babylonischer Sprache gefunden, in beiden Schluchten Felsreliefs und neuelamische Keilinschriften des Hanne, Sohnes des Tahhihi. Der Fürst nennt sich „ajapirischen Kutir", und der Text erinnert in manchem an die Achamanidentexte. Wir müssen darauf verzichten, die Bildwerke hier vollständig wiederzugeben, und was wir davon heraus greifen, soll nur dem Vergleiche mit dem Kel-i-Dâûd dienen und den Eindruck verstärken, wie die Achamanidenkönige in ihren Reliefdarstellungen altem elamischem Vorbilde gefolgt sind.

Kul-i-Färâ enthält nicht nur die größere Zahl der Bildwerke, sondern auch den besterhaltenen Text des Hanne. Er beginnt mit einer Anrufung des Gottes *Ti-ru-tir*, der sonst nirgends erwähnt wird, hier aber an hervorragender Stelle steht und unter anderem als der Stammvater der Könige bezeichnet wird. Die Versuchung liegt also nahe, den Namen anders zu lesen; die Möglichkeit „Tischuptir" zu lesen tritt heute zurück gegenüber der naheliegenden Gleichsetzung des Gottes mit Insuschnak, der sonst als Stammvater der Könige bezeichnet wird, und von dem „Ruhurater" nur eine besondere Form oder ein Beiname ist. Das Zeichen *ti* könnte gar wohl einen Wert gehabt haben, der uns gestattete, ungefähr *Ruhru-tir* zu lesen. Außerdem wird eine Gottheit *Napir sipak-irra* genannt, eine Bezeichnung nach einer bestimmten Tätigkeit (Schmelzen?), die aus der Sprache noch nicht feststellbar ist. Mit ihm zusammen werden *Schimut* (oder *Man*), der göttliche „*perir*" und *Huban-Rischar* aufgeführt, und zwar findet sich diese Zusammenstellung, die also typisch zu sein scheint, dreimal in diesem Texte. Der wesentliche Inhalt ist die Anbringung des Reliefs und der Bericht, daß Hanne in Ajapir (d. h. in Mal-Amir) einen Tempel der *Narsina*, der Herrin von Lipin, gebaut habe. Interessant ist, daß der Kutir (Statthalter) von Ajapir gewisse Gegenstände des Königs Schutur-Nahhunte, des Sohnes des Indada, erwähnt, der sonst nicht bekannt ist. Es hat sich aber in Susa eine Stele gefunden, die nach Sprache und Schrift der gleichen Zeit angehört und vielleicht von eben diesem Könige herrührt; in dieser Inschrift wird öfter eines Hohenpriesters Schutruru gedacht und auf dem Relief von Kul-i-Färâ ist ein Schutruru (links unten hinter dem Statthalter) der Einzige, der in der gleichen Haltung wie Hanne selbst

dargestellt ist. Es wäre leicht möglich, daß dieser Mann nachmals durch seine Verdienste eine höhere Stellung erlangt hätte.

Rechts oben finden wir drei Musiker dargestellt; die Köpfe sind verstümmelt, aber man kann noch erkennen, daß sie bartlos waren. Der am weitesten rechts — sein Name begann mit „Sun-ki-" — hat eine dreieckige (14saitige Harfe), wie sie für Elam typisch zu sein scheint. Der mittlere, Schumumu, spielt eine Art Lyra, und der dritte scheint ein Blaseinstrument zu haben. Darunter ist offenbar ein Opfer dargestellt; drei Tiere liegen geschlachtet da,



30: Großes Stelenrelief von Kul-i-Färä.

rechts davon die Köpfe, und über diesen ist Tepti-Huban mit einem Rosse dargestellt. Die Gestalt darunter scheint einen Feueraltar zu bedienen[1]; der Name ist halb verstümmelt, aber der Titel *schaten* (= Priester) ist noch deutlich zu lesen. Auch die beiden letzten Gestalten sind wohl mit einem Opfertiere beschäftigt. — Im Texte sind alle diese Leute nicht genannt, tragen aber dafür selbst Aufschriften, und mit dem Fortschreiten der Entzifferung wird offenbar die Bedeutung des Reliefs noch wachsen. Die Darstellung ist eine

1) Es wäre aber ebenso gut möglich, daß der scheinbare Altar vielmehr die Figur eines Kindes darstellte!

sehr plumpe; wir haben es zwar mit offizieller Kunst zu tun, aber mit provinzieller, handwerksmäßiger; beachtenswert ist, daß die ornamentalen Motive der Rosette zwischen je zwei Stäbchen und der eigentümlichen Fransenbildung auf dem berühmten Relief der Spinnerin aus Susa wiederkehren, also als typisch elamisch gelten dürfen.

Eine Gruppe weiterer Bildwerke findet sich an dem gegenüber liegenden Bergabhange des gleichen Engtales vor; das ist die Wetterseite, und die Bilder sind daher stärker zermürbt, Inschriften, wenn



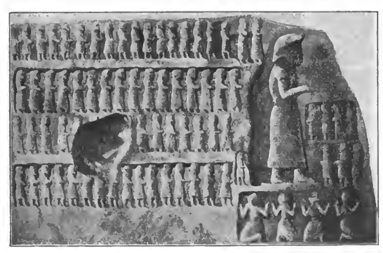
31: Relief auf dem östlichen Felsblocke von Kul-i-Färä.

welche vorhanden waren, verschwunden. Gegenüber dem vorbesprochenen Relief liegt jenseits eines Baches ein großer Felsen frei im Tale. Er enthält ein Bildwerk, das wir ohne weitere Besprechung hier (Abb. 31) wiedergeben[1].

Nur wenige Schritte entfernt liegt ein zweiter Block, der auf vier Seiten mit bildlichen Darstellungen versehen ist. Der Stein ist im Ganzen stark verwittert; seine Nordwestseite enthält ein Relief,

1) Es ist an der Felswand noch einmal wiederholt worden.

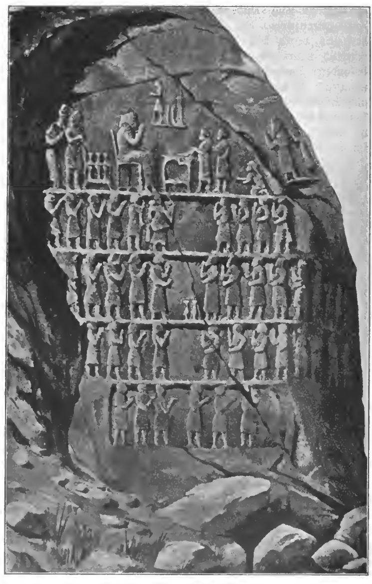
auf dem ein nach rechts gekehrter Mann durch seine Größe als der Fürst gekennzeichnet ist. Wen dieses und das vorerwähnte Bild darstellen, verrät keine Inschrift. Die Gewandung ist bei beiden erheblich anders als bei Hanne, und obgleich wir diesen bald noch in anderer Darstellung werden kennen lernen, die von der vorgenannten z. T. noch weiter abweicht, verbürgt uns doch niemand, ob alle Skulpturen von Mal-Amir in die Zeit Hannes fallen. Dazu kommt, daß wir uns mit Ausnahme des erstgenannten Reliefs nur an Abzeichnungen de Morgans halten können. Es bleibt also immer möglich, daß die Bildwerke auf den freistehenden Steinblöcken



32: Relief auf dem zweiten Felsblocke von Kul-i-Färä.

aus anderer Zeit stammten, und dann rät man wohl für den zuerst genannten (östlicheren) auf eine frühere Zeit: war es Tahhihi, der Vater Hannes, der die erste Skulptur hier anbringen ließ? Die Bilder des zweiten Blocks scheinen eher einer jüngeren Zeit anzugehören. Der Aufbau erscheint fast achamanidisch, so z. B. die vier Reihen von Männern über einander hinter dem Fürsten. Die vier knieenden Gestalten könnten vielleicht Frauen sein.

Die rechts anstoßende Seite gibt eine Fortsetzung der vier Reihen Männer mit 49 Figuren. Die folgende enthält noch eine Reihe von sechs und darunter eine von drei Figuren; dann kommt eine unbearbeitete Stelle und weiter rechts ein Mann in natürlicher Größe, nach links gewandt, die Hände wieder vorn über einander



33: Relief am Pfeiler in Kul-i-Färä.

gelegt. Ihm folgen wieder in drei Reihen 43 kleine Figuren. Die vierte Seite ist viel schmaler, enthält unten drei nach links gewendete Männer, darüber drei große Büffel, nach rechts gewandt und darüber wieder zwölf Reihen von je drei Bergziegen in der gleichen Richtung.

Weiter westlich, an der Felswand, folgen wieder Skulpturen, zunächst eine Gruppe von vier kleineren, die nur die schon erwähnten Motive wiederholen, dann weitere an drei Wänden eines aus einer Aushöhlung pfeilerartig vorspringenden Felsens, von denen wir auf einem Bilde zwei Seiten wiedergeben; die dritte zeigt noch 9 kleine Figuren der typischen Art. Wir fügen hier die Bemerkung ein, daß in Kul-i-Färä etwa 340 Figuren eingemeißelt sind. Die erste (östliche) Seite des Pfeilers interessiert vor allem durch seine oberste Reihe. Hier finden wir das Vorbild des sitzenden Perserkönigs von Persepolis, hinter ihm drei schlanke Vasen, wie wir sie aus Ägypten[1] kennen und fast an eine Hieroglyphe erinnernd; vor dem Fürsten steht wohl eine Art Tisch. Jedenfalls halten die zwei Männer auf der anderen Seite gerade Vortrag über irgend einen Plan und eine knieende Gestalt hält Belege in Bereitschaft. Diese Darstellung ist vielleicht die interessanteste von allen in Mal-Amir, und es ist um so bedauerlicher, daß sie durch keinen Text erklärt wird.

Unmittelbar den Pfeilerreliefs folgend ist jene schon erwähnte Wiederholung, und etwa 300 Meter entfernt befindet sich an einem dritten frei stehenden Felsblocke eine weitere Darstellung, die aber auch nur bereits bekannte Motive (z. B. die vier knieenden Gestalten) wiederholt.

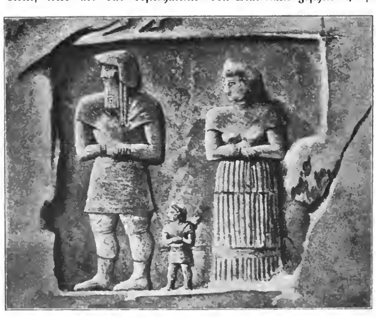
Während die Schlucht von Kul-i-Färä in dem Kuh-Geschmet genannten Bergzuge liegt, der Mal-Amir vom Kuran trennt, liegt Schikaftäh-i-Salmân (die „Bildergrotte") gegenüber in der westlichen Bergwand; der Weg führt links von den erwähnten Ruinengruppen vorbei. Wir verzichten auf eine nähere Beschreibung der Örtlichkeiten und gehen gleich zu den Bildwerken über. Es sind im ganzen nur vier, zwei in einer Grotte, zwei daneben an der Felswand. Das erste der letzteren ist in der Höhe von 10 Meter angebracht und schwer zugänglich. Es zeigt zwei Männer, eine Frau, einen Knaben und ein Mädchen.

Die Figuren der Erwachsenen sind etwas über lebensgroß; wen sie darstellen, das würde die über die Fläche und z. T. auch

1) Man hat in Susa Gefäße dieser Art in Höhe bis zu $2^1/_2$ Meter gefunden.

über die Figuren laufende Inschrift besagen, die aber schlecht erhalten und noch nicht in genügender Weise veröffentlicht ist. Nur so viel ergibt das Stück Text auf dem Rocke des Mannes links, daß er ein Sohn des Tahhihi ist, ob aber Hanne selbst, oder ob dieser vielmehr in der zweiten Figur dargestellt ist, scheint noch unsicher.

In engem Zusammenhange mit diesem fünffigurigen Bildwerke steht ein dreifiguriges, zwischen dem ersteren und der Grotte. Dieses Relief wird als das besterhaltene von Mal-Amir geschildert, ist



34: Relief von Schikaftäh-i-Salman.

aber leider nicht photographisch aufgenommen worden, sodaß wir uns wieder mit der Zeichnung de Morgans behelfen müssen (vgl. die Schlußbemerkungen). Über die Figuren laufen kurze Inschriften, aus denen sich ergibt, daß die weibliche Gestalt — offenbar die gleiche wie die des vorigen Bildwerkes — Ammatena heißt, vermutlich die Schwester Hannes, da seine Gattin in einem gleich zu erwähnenden Texte „Huhin" genannt scheint. Der Sohn der Schwester ist in Elam der Thronfolger, und dieser ist wohl der zwischen Hanne und Ammatena dargestellte Knabe, dessen Name nicht mit Sicherheit zu lesen ist.

In der Grotte selbst, nach der die Örtlichkeit den Namen trägt, sind noch zwei Reliefs. Vor einer Inschrift von 36 Zeilen, die bis auf Anfang, Schluß und Zeilenenden recht gut erhalten ist, ist Hanne dargestellt entsprechend der Figur mit erhobenen Händen auf dem fünffigurigen Relief. Der Stein ist aber schlecht und die Figur etwas roh gemeißelt. — Die Inschrift, die u. a. Huhin als Gattin Hannes nennt, ist wichtig durch Erwähnung des alten Namens der Örtlichkeit; wenn wir ihn richtig erklären, so bedeutet er „die große Straße" oder den „großen Marktplatz", doch bleibt die Aussprache des ersten Zeichens ungewiß; möglicherweise ist das heutige „Mâl" in „Mâl-Amir" ein Abkömmling des alten Wortes. Die Göttin, die hier wohnt, ist die auch in anderen Texten genannte Parti, die „göttliche Stammmutter", deren Name noch in dem einer Stadt Portippa nordöstlich von Persepolis, und vielleicht sogar in dem dieser späteren Perserstadt selbst nachklingt. Auch in Susa war sie verehrt, und Assurbanipal entführte von dort unter anderen auch ihr Standbild. In unserem Texte wird auch Schutruru wieder erwähnt als „Rakepal" Hannes, was vielleicht nicht einen Titel, sondern einen Verwandtschaftsgrad ausdrückt. Der Text macht noch große Schwierigkeit, zumal wegen der Unsicherheit am Ende der ziemlich kurzen Zeilen. — Auch das zweite Relief in der Grotte ist in schlechtem Zustande, und vielleicht hat man eben wegen der ungeeigneten Struktur der Steine unterlassen, auf der schon fast geebneten Fläche hinter der Figur des Hanne einen Text oder kleinere Figuren anzubringen.

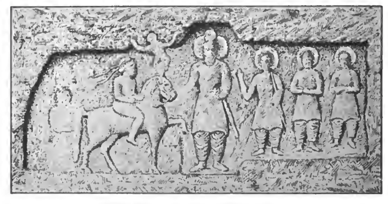
Auf einem Felsenwege, der das Tal von Mal-Amir nach Süden durchsetzt, ist ein kleines rohes Relief eingemeißelt, das links eine sitzende, nach rechts blickende Gestalt zeigt, vor der eine andere mit erhobenen Händen steht; hinter dieser noch vier andere, die Arme vorn gekreuzt. Darunter ist wieder eine Fläche geebnet, vermutlich für eine Inschrift. Der Ort führt den Namen Schah-Sawar.

Im NO. des Tales ist eine Schlucht, die Hong genannt wird. Hier trägt ein großer Felsen auf der der Bergwand zugekehrten Seite ein Relief, das wohl in den Anfang der Sassanidenzeit fällt.

Nicht weit davon sind die Ruinen einer Burg, die heute Qala-Gäschdum[1] heißen, und ebenso finden sich am anderen Ende des Tales die Ruinen einer Burg, heute Kuh-Wâ genannt.

1) Das heißt „Skorpionenburg" — es wimmelt dort von Skorpionen.

Überblicken wir die Denkmäler der Bildhauerkunst im Zagrosgebiete, so tritt uns ein enger Zusammenhang, ein einheitlicher Stil entgegen, der sich weiter entwickelt von den ältesten Anfängen bis zu der Achamanidenzeit und über diese hinaus bis in die Zeit der Sassaniden. Es sind dieselben Motive, der Sieger in großer Figur, der dem Besiegten den Fuß auf den Leib setzt, die Reihen von Figuren Unterworfener oder von Gefolgen der Fürsten, der wieder auch in anbetender Stellung auftritt; die Anordnung der Figurenreihen unter einander, die verschiedenen Größenmaßstäbe je nach der sozialen Stellung usw. Die Entwickelung schreitet schneller fort mit den Auftreten der Iranier, aber bis zu dieser Zeit des weiten



35: Relief von Hong (in Mal-Amir).

Überblickes über die Nachbarkulturen kann man von einem einheitlichen Zagrosstile sprechen, zu dem auch die Stele Naram-Sins gehört, und der aus der sumerischen Zeit noch so manches beibehalten hat. Er ist weder babylonisch noch assyrisch und von Westen her nicht weiter mehr beeinflußt worden.

Große Gebiete des Zagros sind noch völlig undurchforscht, und wir können wohl im nordwestlichen wie im südöstlichen Teile noch auf manche Überraschungen rechnen.

Auch Felsengräber dürften noch in größerer Zahl bekannt werden. Sie weisen hinüber nach Kleinasien, und man würde die Übertragung ihrer Form schwer verstehen, wenn nicht die Völker gewandert wären, die sie anzulegen pflegten. Anders steht es wohl mit dem letzten Ableger dieses Stiles in Indien; hier hat das Reich der Achamaniden den Vermittler gemacht, und wir finden nach

dessen Untergange eine Nachblüte der iranischen Kunst auf indischem Boden, die wohl durch engere Beziehungen des noch ganz undurchforschten Ostirans mit den Ländern am Indus verpflanzt worden ist. Auf die Fragen der ethnischen Zusammenhänge kommen wir noch zurück.

Daß die Ebene von Mal-Amir auch in der Sassanidenzeit ihre Rolle gespielt hat, verraten außer dem oben wiedergegebenen Relief von Hong Siegel und Münzen, die zahlreich gefunden worden sind. Noch in arabischer Zeit erlebte Idedsch eine Nachblüte unter Muzaffer-ed-din Afrasiab (1339—1392); schon dessen Großvater soll in Idedsch 44 Moscheen erbaut haben. Aber bereits die Mutter des ersten Sassaniden Ardaschir soll dort einen gepflasterten Weg, eine Art Brücke von einem Berge zum andern angelegt haben, worin sich doch vielleicht eine Erinnerung an einen berühmten Straßenbau verbergen könnte.

Nach Süden gelangt man durch einen engen Paß in eine benachbarte Ebene, in der heute das Dörfchen Hälaigân an die Blüte der früheren Stadt Halâfichân kaum mehr erinnert. Wir erwähnen den Namen, weil sich in ihm der alte Volsname *Hallapi* verbergen könnte, wie ein Tal bei Persepolis noch *Hafrek* heißt und der Flußname *Band-Amir* sich vorfindet, und ein Felsen an einer Quelle östlich von Schuschter den Namen *Bard-i-Amir* führt.

Etwa 35 km südöstlich von Hälaigan stoßen wir auf die undurchforschten Ruinen von Argawân und Mandschanik, dann folgen auf dem Höhenzuge, der den Weg links begleitet, die Ruinen von Qala-i-Mangascht und Täzäng und später an der Straße selbst die von Qala-i-Nauzär — anderer weiter ab im Gebirge gelegener zu geschweigen.

Bei Qala-i-Nauzär aber müssen wir Halt machen für einen Abstecher ins Gebirge nach NO. Hier liegt das Tal von Täng-i-Sauläk[1], mit Eichen und Cypressen bestanden. Wir finden einen mächtigen frei liegenden Steinblock von etwa 10 m Höhe, der auf zwei Seiten mit Reliefs und Pahlawi-Texten versehen ist. Der Stein wird von Baron de Bode, der 1840 dieses Stück von Luristan bereiste, als schwarz mit gelben Streifen geschildert und trägt auf einer Breitseite das hier nach seiner Zeichnung wiedergegebene Relief. Dargestellt ist ein Priester neben einem Altare, unter dessen Sockel sich 5 Zeilen Inschrift hinziehen; weitere 5 Zeilen sind am rechten

1) Das heißt „Zypressenschlucht“.

Rande sichtbar, hinter einer Reihe von 9 Figuren, deren erste sitzend dargestellt ist. In der Mitte darunter sind noch 4 Gestalten erkennbar und vielleicht 2 Kinderfiguren. Rechts in der Ecke eine Jagdszene, ein Reiter, der einen Eber tötet.

Eine schmalere Seite des Blockes zeigt eine eigentümliche Darstellung. Eine Gestalt auf einem Ruhebette, von zwei sitzenden Figuren mit Spießen bewacht, deren eine um das Haupt einen Strahlenkranz zeigt, ähnlich jener Gestalt von Taq-i-Bostan. Am



36: Monolith von Täng-i-Saulâk, Breitseite.

Kopfende steht noch eine Gestalt, und unter der Szene sind zwei weitere erkennbar; links am Rande stehen wieder 5 Zeilen Text.

Diesem ersten Monolithen benachbart ist ein zweiter mit einem Relief, das einen Reiter mit der Lanze darstellt, und über ihm zwei kleinere, wohl schwebende Gestalten. Das Ganze erinnert an das Gotarzes-Relief von Bistun.

Von Qala-i-Nauzär führt die Straße an den Ruinen von Tâschûn (links) und Kaï-Kaûs (rechts) vorüber nach der Stadt Bähbehân, in deren Nachbarschaft sich die Ruinen wieder häufen.

Wir verzichten darauf, weitere Namen anzuführen, da alle diese Trümmerstätten unerforscht sind. Sie beweisen aber durch ihre Existenz das Eine, daß es im Altertume im Zagros von

Städten und Burgen gewimmelt hat. Wie begreifen, wie die Assyrer viele Hunderte von Städten in Elam in den Königsinschriften als erobert aufführen konnten, obgleich sie doch niemals in die östlichen Gebiete gedrungen sind. Sicher sind es nicht immer größere Städte gewesen, aber doch wohl durchgängig wirkliche Städte, mit mindestens einem Tempel und mindestens einer Stadtmauer. Heute liegen sie unter Erdhügeln begraben, und wandernde Hirtenstämme schlagen gelegentlich dort ihre Zelte auf und entdecken dabei Münzen, Schmucksachen und Zauberdinge, den Geistern gehörig, die Salomons Siegelring unter die Erde gebannt hält. Daher ist es Sünde in der Erde zu graben, und ist gefährlich, wie die Geschichte vom Fischer und dem Geiste und viele andere in 1001 Nacht zeigen. Die Inschriften aber verraten, wo die Schätze liegen, und darum darf man die Europäer sie nicht abschreiben lassen, denn sonst fangen sie an zu graben und stehlen die Schätze, die Allah dem Moslem bestimmt hat, der sie gerade findet.

Jahrhunderte würden wir zu graben haben, um all die Schätze zu heben, die wirklich dort liegen, und Jahrtausende der Geschichte dieser Länder würden die Funde erschließen. Bis jetzt ist auf diesem Boden noch nicht eine Stadt wirklich ausgegraben worden, und viele Jahrzehnte würden noch vergehen, bis man wenigstens in Susa fertig wäre, wo jetzt die Arbeiten noch am weitesten gefördert sind.

Versuchen wir nun, uns Rechenschaft abzulegen über die Völker die wir in alter und heutiger Zeit im Zagros-Gebiete antreffen.

Aus vereinzelten Andeutungen griechischer Schriftsteller, kombiniert mit Berichten der Reisenden des vorigen Jahrhunderts, kann man zu dem Schlusse kommen, daß ursprünglich vom Schwarzen und Kaspischen Meere an bis zum Persergolfe eine dunkelhäutige Bevölkerung gesessen haben werde, die dann wohl auch ihren Anteil an dem Zustandekommen eines „sumerischen" Volkes gehabt haben dürfte. Unter den „Kurden" sind noch heute eine dunkle Hautfarbe und charakteristische Raubvogelgesichter verbreitet und diese letzteren finden wir auf sumerischen Reliefdarstellungen so hartnäckig wiederkehrend, daß es sich doch um etwas mehr handeln muß, als um eine zufällige Gepflogenheit der Steinmetzen. Dazu kommt, daß die assyrischen Darstellungen von Typen der elamischen Bevölkerung Gesichter wiedergeben, die man sich beim Vergleiche mit heute lebenden Völkern schwer anders als mit dunkelster Hautfarbe vorstellen kann; eine solche Bevölkerung bewohnt denn auch noch heute

das südliche Elam, das für hellfarbige Rassen überhaupt unbewohnbar ist. Man hat diese Schwarzen als „Negritos" bezeichnet und wird sie schwerlich als die Nachkommen importierter Neger ansehen dürfen, wenn man erwägt, daß in diesen Gegenden schon die Griechen ihre „Aithiopen" kannten. Wir werden uns zwar vor der Annahme hüten müssen, daß diese dunkelhäutigen Bevölkerungen eine geschlossene Rasse gebildet hätten, aber daß sie unter einander, bis nach Indien hin, in abgestuften Beziehungen standen und für die hellfarbigen späteren Einwanderer einfach als „Schwarze" galten, ist mindestens naheliegend.

Wie die schwarzen Stämme Indiens durch die Drawida verdrängt wurden, so ergoß sich über den Zagros eine hellfarbige Völkerwelle von NW. her in jenen Stämmen, die wir oben als Halla bezeichnet haben. Sie stellen in geschichtlich beglaubigter Zeit die Herrenbevölkerung im Zagros wie im eigentlichen Elam dar; sie geben Name und Sprache, Mythen und Kulte und pfropfen ihre Eigenart in paralleler Weise auf die sumerisch kultivierte Vorbevölkerung, wie ihre semitischen Nachbarn im Westen. Die Sprachforschung hat erwiesen, daß diese Völker der großen Gruppe der Kaukasosvölker, der kaukasischen Rasse im heutigen Sinne, zuzuzählen sind. Ihre Einwanderung mag um die Mitte des dritten Jahrtausends erfolgt sein, doch so, daß von NW. her ein ständiger Nachschub erfolgte, der auch die Aufrichtung des neuelamischen Reiches (etwa 900 v. Chr.) ermöglichte. Als zwei Hauptgruppen der Einwanderer haben wir die Lullubi im Westen und Kassapa im Osten kennen gelernt.

Der Weg der Lullubi scheint am Diglat abwärts über das spätere Assyrien geführt zu haben, von da aus nach Osten und weiter nach Süden, am Zagros entlang und zugleich in dessen Tälern nach Südosten. Jedenfalls zieht sich der Name des Volkes im Westen von der Höhe des Urmiasees bis an das eigentliche Elam heran. Vielleicht ist für diese Gruppe der Fürstentitel „Janzu" charakteristisch.

Das Gebiet der Kassapa scheint etwa das spätere Azärbeidschan gewesen zu sein; die Einwanderung wäre also nördlich um den Urmiasee herum erfolgt. Von hier aus blieben dann zwei Wege frei: nach Osten und nach Süden, dazwischen lag die Wüste. Beide Wege scheinen die Wanderung weiter geleitet zu haben, und von der Nachbarschaft des späteren Hamadan führte die „Karawanenstraße" wieder nach Westen, nach Babylonien hin, und zugleich

standen damit Wege nach Elam offen. Die Amarnazeit bezeichnet wohl ungefähr den Höhepunkt des Übergewichtes der „Kassi" in diesem Gebiete. Damals herrschte wohl Gott Hanubani vom kaspischen Meere bis zum persischen Golfe, und die Götter am Nile nahmen Kenntnis von dem Vorhandensein eines Volkes, das uns erst seit dem vorigen Jahrhundert als solches wieder bekannt wurde[1].

Vielleicht haben wir den Lullubi und Kassapa noch die Hallapi im engeren Sinne hinzuzufügen, als Inbegriff jener Stämme, die das eigentliche Elam besiedelten und mit ihm dann auch die spätere Persis und den westlichen Südrand Irans ihrer Herrschaft und Kultur unterwarfen.

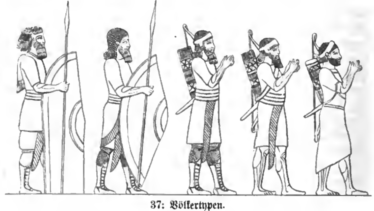
Daß diese „Bergvölker" nicht derartig kulturlos gewesen sind, wie man es sich unwillkürlich gern vorgestellt hat, ist schon von Billerbeck gezeigt worden; in Kleidung und Bewaffnung scheinen sie sogar für die Assyrer z. T. vorbildlich gewesen zu sein. Wir dürfen aber vielleicht hinzufügen, daß sie ihren erheblichen Anteil an dem Entstehen eines assyrischen Volkes und dessen Eigenart gehabt haben werden. Desgleichen scheinen sie in der Bearbeitung der Metalle auf hoher Stufe gestanden zu haben. Schwer zu sagen ist, ob wir berechtigt sein werden, ihnen das „Mutterrecht" mit seinen Folgeerscheinungen zuzuweisen und so eine Brücke von den kleinasiatischen Lykiern bis nach Elam zu schlagen; Einrichtungen dieser Art können auch die Ureinwohner Elams besessen haben. Ähnlich verhält es sich mit einer eigentümlichen sprachlichen Erscheinung, der scharfen Scheidung zwischen persönlichen Wesen und unpersönlichen Dingen. Obgleich die Kaukasussprachen eine ausgesprochene Neigung zu derartigen Unterscheidungen bekunden, steht das Elamische darin gerade den drawidischen Sprachen sehr nahe, deren Einfluß sich wohl unzweifelhaft auch bis Elam hin erstreckt hat. Doch sei betont, daß sonst von Verwandtschaft zwischen dem Elamischen und Drawidischen keine Rede sein kann. Diese Scheidung zwischen Personen und

1) Schwer zu entscheiden ist es, ob der öfter genannte Stamm der Jasubi den Lullubi oder den Kassapa zuzuwählen sei. Gerade in der Gegend um Holwan in weiterem Kreise haben wir ein Gebiet zu sehen, dessen Besitz durch seine natürliche Lage, an der Einmündung der Karawanenstraße in die Ebene, allen Stämmen und Staaten begehrenswert erschien, die ein Interesse an der Straße hatten. Wie in alter Zeit Annubanini das Gebiet für die Lullubi besetzte, so wird es seit dem Beginne des 2. Jahrtausends ein Hauptstützpunkt der „Kassi" geworden sein. Interessant ist, daß dem Namen der Jasubi auch ein gaddu oder galla angehängt wird, da dieses gar wohl das Urbild der heutigen Pluralendung gal oder gäl sein könnte.



Sachen hat sich übrigens auch im Neupersischen in der Pluralbildung durchgesetzt.

Schwer ist es, aus den bisher zugänglichen Darstellungen einen klaren Einblick in die Tracht, bezw. in die verschiedenen alten Trachten der Zagrosvölker zu erlangen. Wir geben einige Typen von Kriegern aus dem Heere Tepti-Humbans wieder, die bereits von Billerbeck behandelt worden sind. Unsere Zeichnung ist mit Absicht neu angefertigt worden, nicht weil Billerbecks Bild schlecht wäre, sondern nur um durch den Vergleich das in jeder Zeichnung enthaltene Subjektive möglichst heraus zu stellen. Billerbeck hält die drei Figuren links für Iranier, die vierte wäre ein „Hallak", die fünfte



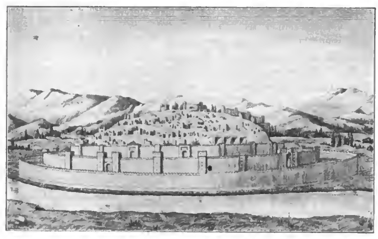
37: Völkertypen.

ein Negrito. An der Richtigkeit der Bestimmung, zumal des dritten, wird man zweifeln dürfen: er gehört wohl eher mit dem vierten zusammen.

In seinem Hefte über den Festungsbau hat Billerbeck gezeigt, auf welchen unveränderlichen physikalischen Grundsätzen sich das System aufbaute. Auf Seite 28 (der 2. Aufl.) gab er eine Zeichnung der Zagrosfestung Charchâr unter Weglassung der den Eindruck störenden riesigen Assyrergestalten des Originales. Mit Recht betont Billerbeck dabei, daß in allen assyrischen Zeichnungen „die Höhenabmessungen in naiver Weise gewaltig übertrieben" sind. Wir haben versucht, aus Bottas Zeichnung (Dieulafoy, L'acropole de Suse S. 160) das ungefähre Aussehen dieser Festung uns zu vergegenwärtigen. Der Fürst des Gebietes zur Zeit Sarrukins führte den elamischen Namen Kibaba; nach der Eroberung der Stadt, die

nun den Namen Kar-Sarrukin erhielt, siedelte der Assyrer Kriegsgefangene an, führte den Dienst Assurs ein und schuf eine neue Provinzialhauptstadt, indem er weitere Gebiete diesem Verwaltungsbezirke zuschlug. Die Lage der Stadt ist leider noch nicht mit Sicherheit annähernd bestimmbar und wir verzichten hier auf weitere Vermutungen.

Die Zeit Sarrukins bedeutet aber auch einen Umschwung der Bevölkerungsverhältnisse für den Zagros. Seit etwa zwei Jahrhunderten haben in dessen nördlichen Teilen die iranischen Völker der Parsua und Mada Fuß gefaßt. Sarrukins Vorstoß gegen



38: Rekonstruktion der Festung Charchar.

Osten bewirkt den Zusammenschluß der Mada zu Königtümern, deren es hauptsächlich zwei gegeben zu haben scheint, die „Arbakian" und die „Dahjukian", letztere um Hagmatäna. Die zwischen den Mada und den Assyrern sitzenden Parsua wurden unter dem Drucke der assyrischen Herrschaft teils nach Norden, teils nach Südwesten abgedrängt und gaben nun auch dem südlichen Zagros, der Persis und den Grenzen des eigentlichen Elams eine iranische Bevölkerungsschicht, die durch die Entwickelung eines Großkönigtumes der Mada und den Untergang des Reiches von Anschan-Schuschun die überwiegende Bedeutung erlangte. Tschischpisch, der Herzog der südlichen Parsua, eroberte um 630 die Persis und das der Lage nach noch unbestimmbare Antschan und begründete ein nach dem letzteren

benanntes Königreich, den alten Achamanidenstaat der Perser, der nach dem Siege der zweiten Kurusch über die Mada auch die Persis mit umfaßte.

Natürlich blieb die einheimische Bevölkerung immer noch im Besitze einer gewissen Macht und Bedeutung, und die im Süden entwickelte Schriftsprache erscheint als die zweite offizielle Sprache des Perserreiches, neben ihr später als dritte die babylonische. Daß der Zagros von nun an immer weiter iranisiert wurde, ist bekannt; umgekehrt aber sind sicher auch die Iranier samt ihrer Sprache stark unter den Einfluß des Elamischen gekommen. Ihre flektierende Sprache verfällt im Süden mit erstaunlicher Schnelligkeit und verliert ihr arisches Gepräge. Desgleichen zersetzt sich das Elamische, das offenbar schon seit Jahrhunderten nur notdürftig mit seiner Schreibung in Einklang zu bringen war. Das achamanidische Elamisch verrät den Verfall noch deutlicher, und das noch um 1000 n. Chr. bestehende „Chuzi" wird dem Arabischen und Neupersischen keinen starken Widerstand mehr geleistet haben.

Heute gilt im nördlichen Zagros das Kurdische, im Süden das Luri, ohne daß feste Grenzen bestimmbar wären, da die Nomadenstämme ihre Winter- und Sommerwohnsitze haben. Es darf als zweifellos gelten, daß alle heutigen Sprachen im Zagros einen starken elamischen Einschlag aufweisen und von der körperlichen und geistigen Beschaffenheit wie von volkstümlichen Überlieferungen dürfte das eher noch in höherem Grade gelten. Der „Melek Taûs" der Kurden z. B. wird kaum etwas anderes sein, als der Nachklang des alten Zagrosgottes, des Hanubani.

Oskar Mann hat neuerdings festgestellt, daß die Stämme der Klein-Luren (im Gebiete des Puschti-Kuh) keine alte Mundart besitzen. Sie sprechen ein verderbtes Neupersisch. „Sollte man vermuten oder aus den sprachlichen Gründen schließen dürfen, daß die Bewohner des alten Elam, dessen Gebiet ja so ziemlich mit dem von Luristan sich deckt, ihre Sprache gänzlich zu gunsten des Neupersischen aufgegeben hätten? Daß zwar das Volk sich erhalten hätte, aber die Sprache ausgestorben sei? — Möglich, daß die noch vorzunehmende Untersuchung des Wortschatzes der Feili (Kleinluren) manches Unerwartete an den Tag bringt."

Ein großes ausgebreitetes Volk geht nicht so leicht vollständig unter. Es klingt nach im Charakter der Nachfolger nach Jahrtausenden, ist vielleicht überhaupt unzerstörbar. Wie wir die heutigen Verhältnisse im Zagros nicht wirklich verstehen können ohne Kennt-

nis der Vorzeit, so wird auch in diese stets neues Licht fallen, wenn der Zagros von heute einmal in Europa bekannt werden wird. In dieser Richtung sind wir in den letzten Jahren manchen Schritt vorwärts gekommen und neue Aufklärungen kann jedes Jahr bringen. So viel aber sehen wir schon heute, daß der Zagros nicht minder als der Kaukasos seine Geheimnisse birgt, darunter manchen Schlüssel zum Verständnisse der Geschichte der Menschheit.

Ich benütze das letzte Eckchen Raum, den Herren Regierungsrat a. D. Preuße, Oberst a. D. Billerbeck, Prof. Dr. O. Mann, Dr. E. Herzfeld, Bildhauer Br. Tschötschel und Photographen J. Horeschy für ihre freundliche Beihülfe meinen besten Dank auszusprechen.

Übersicht über die literarischen Quellen.

Dapper, Beschreibung von Asia (Mesopotamien usw.) Nürnberg 1681.
Fraser, Darstellung von Persien, Leipzig 1836.
Ritter, Erdkunde, IX. Teil, 3. Buch, Berlin 1840.
Dubeux, La Perse, Paris 1841.
de Bode, (Luristan) in JRGS Vol. XIII, London 1843.
de Bode, Travels in Luristan and Arabistan, London 1845, 2 Bde.
Layard (Chuzistan) in JRGS Vol. XVI, London 1846.
Justi, Geschichte des alten Persiens, Berlin 1879.
Houtum-Schindler, Reisen im südwestlichen, südlichen und nordwestlichen Persien, Ztschr. für Erdkunde 1879, 81, 83.
Dieulafoy, L'Art antique de la Perse, Paris 1884 ff.
Perrot et Chipiez, Histoire de l'Art, Livre Xe.
Dieulafoy, L'Acropole de Suse, Paris 1893.
Billerbeck, Susa, Leipzig 1893.
de Morgan, Etudes Géographiques.
de Morgan, Recherches Archéologiques, Paris 1899/97.
Billerbeck, Das Sandschak Suleimania, Leipzig 1898.
de Morgan, Compte rendu sommaire des Travaux Archéologiques, Paris 1898.
Jéquier, Description du Site de Mal-Amir in Scheil, Textes Elamites-Anzanites, Tome III, Paris 1901.
Marquart, Eranschahr, Berlin 1901.
Mann, Archäologisches aus Persien, Globus 1903 Nr. 21.
Belck, die Kelischin-Stele, Anatole Heft 1, 1904.
Mann, Kurze Skizze der Lurdialekte in Sitzungsberichten der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1904.

Sawyer, The Bakhtiari Mountains and Upper Elam in the Geograpical Journal, December 1904.
Feuvrier, Trois Ans à la Cour de Perse, Paris 1906.
Jackson, Persia Past and Present, New-York 1906.
King and Thompson, The Sculptures and Inscription of Darius the Great, London 1907.

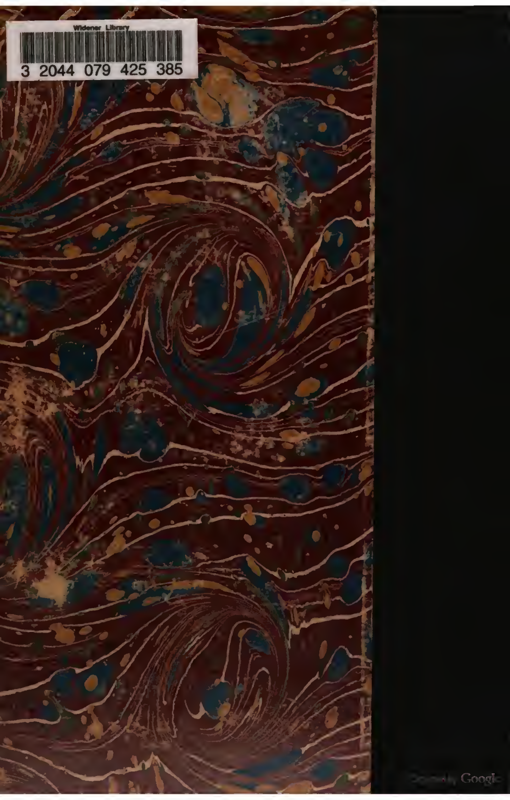
Bilderverzeichnis mit Quellenangaben.

Siehe auch nächste Seite.

Druck von Hartmann & Wolf, Leipzig.






Widener Library
3 2044 079 425 385